

Wilhelm von Humboldt, Jacob Grimm, August Schleicher

Ein Vergleich ihrer Sprachauffassungen

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Würde eines Doktors der Philosophie
der Philosophisch-Historischen Fakultät
der Universität Basel

vorgelegt von

BRIGIT BENEŠ

aus Schaffhausen

~~1957~~

VERLAG P. G. KELLER - WINTERTHUR ~~1958~~

1958

Wilhelm von Humboldt, Jacob Grimm, August Schleicher

Ein Vergleich ihrer Sprachauffassungen

INAUGURAL-DISSERTATION

zur Erlangung der Würde eines Doktors der Philosophie
der Philosophisch-Historischen Fakultät
der Universität Basel

vorgelegt von

BRIGIT BENEŠ

aus Schaffhausen



VERLAG P. G. KELLER - WINTERTHUR 1958

Genehmigt von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel auf Antrag der Herren Proff. Dr. Heinrich Wagner und Dr. Walther v. Wartburg.

Basel, den 24. Mai 1957

Prof. Dr. Karl Schefold
Dekan

Von dieser Dissertation erscheint unter gleichem Titel im selben Verlag eine Buchausgabe

Meinem verehrten Lehrer

Herrn Professor Dr. Heinrich Wagner

danke ich von Herzen für seine Unterstützung und sein Interesse
an der vorliegenden Arbeit.

Inhalt

Einleitung	1
------------------	---

Erster Teil

Wilhelm von Humboldt (1767—1835)

I. Der Begriff „der innern Form der Sprache“	3
A. Die Wirkung der sprachlichen Formalität auf dem Gebiete der Semantik	5
B. Die Wirkung der sprachlichen Formalität auf dem Gebiete der Morphologie und der Syntax: Das Problem der grammatischen Form....	9
C. Das Genus als Wirkung sprachlicher Formalität	16
D. Die innere Form der Sprache	25
II. Wilhelm von Humboldts Verhältnis zur Indogermanistik seiner Zeit....	28
III. Das Ziel der Sprachwissenschaft bei Wilhelm von Humboldt	34

Zweiter Teil

Jacob Grimm (1785—1863)

I. Das Genus-Kapitel in der Deutschen Grammatik	42
A. „Natürliches Genus“	43
B. Motion	44
C. Die „Grimmsche Genus-Theorie“	45
D. Der Bedeutungsbereich der einzelnen Genera	46
E. Grammatisches Genus der „sinnlichen Gegenstände“	48
F. Grammatisches Genus der „abstracten Gegenstände“	50
G. Jacob Grimms Genus-Auffassung	54
II. Jacob Grimms Sprachauffassung	56
III. Jacob Grimms Verhältnis zur Indogermanistik	63
IV. Jacob Grimms Geschichtserlebnis	70

Dritter Teil

August Schleicher (1821—1868)

I. Schleicher als Indogermanist	85
II. Schleicher in Litauen	88
III. Schleichers Sprachtheorie und typologische Sprachwissenschaft	92
A. Schleicher und Hegel	92
B. Schleicher und Wilhelm von Humboldt	95
C. „Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht“	98

D. Steinthals „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus“ (Berlin 1860)	103
E. Schleichers und Steinthals Verhältnis zu Humboldt.....	108
F. Die letzte Fassung von Schleichers Sprachtheorie.....	110
G. „Zur Morphologie der Sprache“.....	111
H. „Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form“	113
IV. Schleichers Auffassung des Genus	117
V. Zusammenfassung	120
Schlusswort	125

Abkürzungen zitierter Werke

Comp.:	A. Schleicher: Compendium der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen. 4. Aufl. Weimar 1876.
Darwin:	A. Schleicher: Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Weimar 1873.
Dt. Gramm.:	Jacob Grimm: Deutsche Grammatik. Neuer Abdruck. Berlin 1870—98.
Dt. Myth.:	Jacob Grimm: Deutsche Mythologie. 4. Aufl. Berlin 1875—78.
Einleitung:	B. Delbrück: Einleitung in das Studium der idg. Sprachen. 5. Aufl. Leipzig 1908.
Gesch. d. dt. Spr.:	Jacob Grimm: Geschichte der deutschen Sprache. 3. Aufl. Leipzig 1868.
Grundriss:	K. Brugmann: Grundriss der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen. 2. Bearbeitung. Strassburg 1897.
Humboldt IV, V etc.:	Wilhelm von Humboldt: Ges. Werke. Ed. der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften, herausgegeben von A. Leitzmann. Berlin 1903 ff. Bd. IV, V etc.
KHM:	Bolte-Polivka: Anmerkungen zu den „Kinder- und Hausmärchen“. Leipzig 1913.
Kirchenslav.:	A. Schleicher: Formenlehre der kirchenslavischen Sprache. Bonn 1852.
Kl. Schr.:	Jacob Grimm: Kleine Schriften. Berlin 1864—90.
Morph.:	A. Schleicher: Zur Morphologie der Sprache. Mém. de l'Académie Imp. des Sciences St. Petersbourg, Série VII, t. 1, Nr. 7, 1859.
Spr. Eur.:	A. Schleicher: Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht. Bonn 1850.
Steinthal:	Die sprachphilosophischen Werke W. v. Humboldts, herausgegeben und erklärt von H. St. Berlin 1884.
Z. vgl. Spr. Gesch.:	A. Schleicher: Zur vergleichenden Sprachengeschichte. Bonn 1848.

Einleitung

In der vorliegenden Arbeit soll versucht werden, die Sprachauffassung dreier Sprachforscher darzustellen. Zwischen der Anschauung eines Forschers vom Wesen der Sprache und seiner empirischen Tätigkeit bestehen die mannigfaltigsten Wechselbeziehungen. Das Verhältnis zwischen Sprachtheorie und linguistischer Praxis gestaltet sich aber bei jedem Forscher in anderer Weise.

Wilhelm von Humboldt ist vor allem durch seine Philosophie der Sprache bekannt. Er hat diese aber erstmals nicht auf einer rein aprioristischen Grundlage, sondern auf der Basis umfassender linguistischer Kenntnisse aufgebaut. Daher enthält seine Philosophie, im Gegensatz zu den meisten anderen Theorien über die Sprache, eine Fülle von Einsichten und Erkenntnissen, konkreter wie methodischer Art, welche die Forschung bis heute befruchtet haben. Im ersten Teil dieser Arbeit soll daher ein Ausschnitt aus Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie dargestellt werden, und zwar im Hinblick auf ihre praktische Anwendbarkeit.

Gerade umgekehrt liegen die Verhältnisse bei Jacob Grimm. Hier steht das Forschungswerk des Linguisten beherrschend im Vordergrund. Allein auch der scheinbar rein empirisch arbeitende Jacob Grimm geht von ganz bestimmten Voraussetzungen aus, welche als treibende Kraft und als Richtlinien zugleich sein Werk bestimmten. Diese theoretischen Grundlagen aus dem praktischen Schaffen Jacob Grimms herauszulesen, wird der zweite Abschnitt versuchen.

Die Einbeziehung August Schleichers in die Untersuchung gibt uns die Möglichkeit, die Fort- und Umwandlung der von Wilhelm von Humboldt und Jacob Grimm geschaffenen Methoden zu verfolgen und das Entstehen einer andersartigen Sprachauffassung zu beobachten, welche die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts beherrschen sollte. In August Schleichers Schaffen halten sich Theorie und Praxis ungefähr das Gleichgewicht, indem die meisten seiner Werke aus einem programmatischen und einem linguistischen Teil bestehen. Hier erweist sich eine genauere Durchsicht des Gesamtwerkes als notwendig, weil sich in Schleichers

Werk sehr verschiedenartige Tendenzen vereinigen, welche zudem noch im Laufe seines Lebens grosse Wandlungen durchmachen. Ausserdem gibt es noch keine eingehendere Darstellung seines Schaffens, so dass Schleichers Werke nicht ohne weiteres als bekannt vorausgesetzt werden können.

Um die verschiedenen Sprachauffassungen in ihrer Wirkung auf die linguistische Praxis beobachten zu können, wird die Stellungnahme der drei Forscher zu einem konkreten linguistischen Problem untersucht, nämlich zur Frage des grammatischen Geschlechtes in den indog. Sprachen. Die im wesentlichen geistesgeschichtliche Richtung der Untersuchung bringt es mit sich, dass — das Spezialproblem des Genus ausgenommen — die positiven linguistischen Errungenschaften der drei Forscher nur am Rande in Erscheinung treten. Das gilt auch für den dritten Teil der Arbeit; auch er ist ausschliesslich auf die grundsätzlichen Fragen der Sprachwissenschaft gerichtet, auch wenn er sich intensiver mit dem Sachlich-Stofflichen der Forschung beschäftigt muss.

In den Abschnitten über Wilhelm von Humboldt und Jacob Grimm werden die Einflüsse, denen sie ausgesetzt waren, nicht in Betracht gezogen. Es ist ja bekannt, dass die moderne Sprachwissenschaft als Ganzes eine Frucht der neuen Auffassung der Sprache ist, wie sie von Hamann, Herder und den Romantikern angeregt wurde¹. Spuren vor allem Herderschen Denkens lassen sich denn auch auf Schritt und Tritt in den Werken Grimms und Humboldts erkennen. Beide unterscheiden sich aber von allen ihren Vorgängern dadurch, dass sie an die Stelle sprachphilosophischer Aphorismen die exakte Beobachtung setzten. Daher hat man wohl das Recht, bei ihnen als einem Anfang zu beginnen. Bei August Schleicher dagegen werden die wesentlichsten zeitgeschichtlichen Zusammenhänge angedeutet werden, da er uns vor allem als Exponent einer bestimmten geistesgeschichtlichen Situation beschäftigt wird.

1) Vgl. dazu Eva Fiesel: Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik, Tübingen 1927.

WILHELM VON HUMBOLDT

1767—1835

I. Der Begriff „der innern Form der Sprache“

Im Zentrum von Humboldts sprachphilosophischen Anschauungen steht die Idee der „innern Form“ der Sprache. Der Begriff selbst ist, wie R. M. Meyer und J. Minor gezeigt haben², nicht von Humboldt geschaffen, sondern schon von Herder und Goethe verwendet worden, und zwar in der Betrachtung von Kunstwerken und Dichtungen (z. B. in Goethes Rezension des „Wunderhornes“); er kommt auch verschiedentlich bei Kant vor. Bedeutsamer als diese gelegentliche Verwendung des Ausdrucks bei Zeitgenossen ist aber die Herkunft der Idee aus dem Neuplatonismus. Begriffe wie „inward form and structure“, „inward order“, „inward character“ stehen im Zentrum von Shaftesburys Philosophie³, und in dieser neuplatonischen Sinngebung⁴ hat Humboldt den Ausdruck aufgegriffen und die Idee der innern Form zum schöpferischen Mittelpunkt seiner Sprachforschung gemacht.

Der Begriff der innern Form der Sprache war auch lange Zeit das einzige, was im Bewusstsein der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts von Humboldt fortlebte. Dabei ging aber der ursprüngliche Sinn der Idee weitgehend verloren, und jeder Forscher verband damit ganz andere Vorstellungen. Steinthal wollte diesen Begriff „auf das Gebiet der Psychologie hinüberspielen“⁵, Delbrück sah darin eine wenig aufschlussreiche „räsonnierende Übersicht der verschiedenen Eigentümlichkeiten einer Sprache“⁶, Brugmann endlich fasste

2) Goethe-Jahrbuch 13, p. 229; 14, p. 296; 16, p. 190; Euphorion 4, p. 205, 455. Gesch. des Terminus in der Sprachwissenschaft s. W. Porzig IF 41, p. 150 ff.

3) Zit. bei F. Meineke: Die Entstehung des Historismus, Bd. I, p. 19, München/Berlin 1936.

4) Während nämlich bei allen Zeitgenossen „innere Form“ im Gegensatz steht zu „äusserer Form“, heisst die Antithese bei Humboldt „innere Form“: „Stoff“.

5) Der Ursprung der Sprache, 3. Aufl., Berlin 1877, p. 119.

6) Vergleichende Syntax der idg. Sprachen, I, p. 43.

darunter all das zusammen, was ihn an der Sprache nicht interessierte, nämlich die Sphäre der Bedeutungen der Laute, Formen und Wörter.

Das Verständnis des Humboldtschen Formbegriffes wird dadurch erschwert, dass „Form“ im allgemeinen Sprachgebrauch das Ergebnis einer formenden Tätigkeit bezeichnet, ein „ergon“ also, während das Wesentlichste des Humboldtschen Formbegriffes gerade dessen dynamischer, aktiver Charakter ist; Humboldt versteht unter „Form“ eigentlich die formende Kraft selbst, das Formungsprinzip⁷. Es soll, um dieses dynamische Element in Humboldts Formvorstellung nicht zu verwischen, in der Folge mit „Formalität“ umschrieben werden, wie er das selbst in anderem Zusammenhang tut.

„Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu giessen; ihr ganzes Streben ist formal“ (IV, p. 17). Der Begriff der sprachlichen Formalität betrifft also nicht nur die Syntax, wo heute der Begriff der innern Sprachform bei vielen Forschern Eingang gefunden hat, sondern „er ist ganz eigentlich auf die Bildung der Grundwörter selbst anwendbar und muss in der Tat möglichst auf sie angewandt werden, wenn das Wesen der Sprache wahrhaft erkennbar sein soll“ (Steinth. p. 267).

Das Wesen der *ganzen* Sprache ist also bestimmt durch die Tätigkeit der innern Formalität, die nicht erst in einem bestimmten Entwicklungsmoment der Sprache einsetzt, oder, grammatisch gesehen, erst von einem bestimmten Kapitel der Grammatik an in Betracht gezogen werden muss. Humboldts Gedanken folgend, soll versucht werden, die Wirkung der sprachlichen Formalität in der Bildung der Wörter, dann in der Bildung der grammatischen Formen und endlich in der Einheit einer ganzen Sprache zu verfolgen.

Diese Abschnitte sind aber ausschliesslich methodisch bedingt, sie entsprechen nicht etwa einem historischen Ablauf, denn Humboldt ist, im Gegensatz zu der ganzen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, nicht historisch orientiert, sondern er betreibt synchronische Sprachforschung, selbst wenn er ein geschichtliches Problem zu lösen hat⁸. Wenn Humboldt also von der Wirkung der Formalität bei der

7) Vgl. V, p. 455: „Unter Form kann man nur Gesetz, Richtung, Verfahrensweise verstehen.“

8) Vgl. „Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelt der vaskischen Sprache“, IV, p. 57 ff.

Bildung des Wortes redet, will er damit nicht eine neue Theorie vom Ursprung der Sprache geben, sondern er beschreibt ein in jeder Sprache jederzeit wirksames Phänomen.

Um der Vorstellung Humboldts gerecht zu werden, müsste man eigentlich bei der innern Form einer ganzen Sprache beginnen, um dann absteigend die immer kleineren Elemente zu betrachten, also Perioden, dann grammatische Formen, Wörter und zuletzt Laute⁹, da nach Humboldts Sprachauffassung die ganze und volle Sprache virtualiter im ersten Worte lag, so wie die Rede immer das Primäre ist, die Zerlegung in Worte erst nachträglich erfolgt¹⁰. Allein methodisch ist dieser Weg beinahe unmöglich, weil nämlich Humboldts Aussagen über die innere Form der ganzen Sprache so sehr im Allgemeinen bleiben, dass sie ohne die Kenntnis der konkreten Anwendung der Idee auf die Einzelprobleme der Semantik, Morphologie und Syntax wenig aufschlussreich sind.

Wenn also trotzdem mit der Beobachtung der sprachlichen Formalität in der Bildung der „Grundwörter“ begonnen wird, so nur im Hinblick auf den grösseren Zusammenhang der inneren Form der ganzen Sprache.

A. Die Wirkung der sprachlichen Formalität auf dem Gebiete der Semantik

„Das Wort... ist nicht ein Abdruck des Gegenstandes an sich, sondern des von diesem in der Seele erzeugten Bildes“ (VII, p. 59). Mit dieser Anschauung stellt sich Humboldt in Gegensatz zu allen Sprachauffassungen des 18. Jahrhunderts: Hatte die Aufklärung im Wort ein willkürliches, vom Verstande geschaffenes Zeichen gesehen, so hatten Herder und Hamann im Gegenteil den primär affektiven Gehalt des Wortes betont, hatten das Wort als abgewandelten Naturlaut verstanden. Humboldt vertritt eine Auffassung, die über diesen scheinbar absolut gegensätzlichen Ansichten steht und beide vereinigt: das Wort ist nicht ein willkürliches Zeichen, da es den

9) Dieser Aufbau ist verwirklicht in der „Sprachlehre des Westlappischen“ von E. Lagercrantz, Mém. de la Société Finno-Ougrienne LV.; sie beginnt mit einer „Ausdruckslehre“ und einer Syntax und schliesst mit einer ausführlichen Lautlehre.

10) Steinthal, p. 317.

Eindruck wiedergibt, den der Gegenstand, im Moment der Wortschöpfung, auf den Beobachter gemacht hat; der Gegenstand ist also bei der Wortschöpfung auch indirekt beteiligt, und vor allem ist das Wort nicht das Produkt des Verstandes, sondern es fließt aus der „Seele“, der Gesamtheit der geistigen Kräfte des Menschen. Andererseits aber ist das Wort nicht gleichsam von selbst aus dem Gegenstand geflossen, wie das Blöken des Schafes (Herder), das der Mensch nur aufzunehmen brauchte, sondern voraus geht eine geistige Verwandlung des sinnlichen Eindrucks zur Vorstellung, und erst diese geistig gewordene Vorstellung wird Laut, wird Wort. (Auf den Zusammenhang dieser Auffassung des Wortes mit Kants Erkenntnistheorie kann hier nicht eingegangen werden.)

In der praktischen Sprachbetrachtung bedeutet dies für Humboldt, dass das Wort neben der einfachen Bezeichnung des Gegenstandes immer zugleich eine subjektive Deutung ausdrückt; weiter, dass das Wort auch immer nur einen ganz bestimmten Aspekt des Gegenstandes wiedergibt, den Aspekt, der im Moment der Wortschöpfung den grössten Eindruck machte, so wenn der Elefant im Sanskrit als der „Zweizahnige“ bezeichnet wird, von einer andern Seite aus aufgefasst auch nach seinem Rüssel oder seiner Art des Trinkens benannt werden kann¹¹.

Dass der Wortschatz einer Sprache sich tatsächlich der gegebenen Realität nicht sklavisch anpasst, zeigt jeder Vergleich zweier Sprachen¹²: dem frz. „fleur“ z. B. entsprechen im Deutschen „Blume“ und „Blüte“, die ihrerseits wieder eine Vielfalt von botanischen Gegebenheiten zusammenfassen und andere ausschliessen. Die Sprache macht dort Einschnitte, wo die physikalische Wirklichkeit Kontinuität aufweist: aus dem fortlaufenden Spektrum greift sie Einheiten wie „rot“, „grün“ heraus, die so subjektiv sind wie die Form der Sternbilder, was die bekannte Unübersetzbarkeit schon der griechischen Farbnamen zeigt. Durch diese einteilende, ausscheidende, kurz ordnende Tätigkeit bringt die Sprache erst Zusammenhang in das Chaos der Sinneseindrücke, „weil erst die Verwandlung, die sie (die Sprache) mit den Gegenständen vornimmt, den Geist zur Einsicht

11) Steinthal, p. 341. Fussn.

12) Vgl. zum Folgenden: Leo Weisgerber: „Das Problem der innern Sprachform und seine Bedeutung für die dt. Sprache“, Germ. Rom. Monatsschrift XIV, 1926, p. 241 ff.; ders.: „Vom Weltbild der dt. Sprache“, Düsseldorf 1950.

des von dem Begriff der Welt unzertrennlichen Zusammenhanges fähig macht“ (VI, p. 179).

Wenn diese ordnende Formalität der Sprache schon in der Aufnahme der scheinbar fest umrissenen gegenständlichen Realität so tief eingreift, so ist ihre Wirkung auf dem Gebiete des Denkens allein entscheidend. „Denn für die Sprache ist nicht bloss die sinnliche Erscheinung stoffartig, sondern auch das unbestimmte Denken, inwiefern es nicht fest und rein durch den Ton gebunden ist; denn es ermangelt der ihr wesentlich eigentümlichen Form“ (V p. 112). Erst das Wort fasst den flutenden Gedankenstrom zur Einheit des Begriffes zusammen. „Die Bezeichnung des Begriffs durch den Laut ist eine Verknüpfung von Dingen, deren Natur sich wahrhaft niemals vereinigen kann. Der Begriff vermag sich aber ebensowenig von dem Worte abzulösen, als der Mensch seine Gesichtszüge ablegen kann. Das Wort ist seine individuelle Gestaltung, und er kann, wenn er diese verlassen will, sich selbst nur in andren Worten wiederfinden“ (Steinthal p. 375).

Dass auch in der Bildung der Begriffe jede Sprache eigene, national-subjektive Wege geht, dass in jeder die sprachliche Formalität anders wirkt, zeigt wieder die Unübersetzbarkeit gewisser zentraler geistiger Begriffe, selbst unter den europäischen Sprachen, man denke an frz. *raison*, gr. *logos* etc.

Die tiefere Bedeutung der Beobachtung, dass das Wort erst den Begriff zur geistigen Einheit zusammenschliesst, liegt für Humboldt darin, dass erst der durch das Wort objektivierte Begriff dem Geiste zum Bewusstsein kommen und damit erkannt werden kann, da ja — und hier fusst Humboldt auf Kant — der Geist sich selbst auch nur in der reinen Form der Anschauung der Zeit, d. h. als objektivierte Erscheinung, erkennen kann¹³.

Denken kann der Mensch also überhaupt nur in Sprache. Das hat aber gewisse Folgen: „Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu . . .“ „Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte

13) Vgl. Kant „Kritik der reinen Vernunft“, Kap. Transzendente Ästhetik, Ed. Raymund Schmidt, Leipzig 1944, p. 63 ff.

zu entdecken“ (IV, p. 23, 27). Hier zeigt sich, wie weit Humboldt vom Rationalismus der Aufklärung entfernt ist, die in der Sprache nur ein Chiffresystem sah, die Schöpfungen der autonomen Vernunft damit zu „be-zeichnen“. Bei Humboldt bedarf im Gegenteil die Vernunft der sprachlichen Formalität, um denken zu können, und diese Formalität ist nicht etwa ihrerseits Produkt des Verstandes, sondern sie entspringt aus der Gesamtheit der Geisteskräfte, aus der „Seele“.

Der schöpferischen Formalität stehen also zwei „Stoff“-Massen gegenüber: einerseits die rohe, ungeordnete sinnliche Anschauung, andererseits der flutende ungeformte Gedankenstrom. In beide Arten von Stoffmassen greift das Wort formend und prägend ein: den sinnlichen Eindruck vergeistigt es zur Vorstellung, die subjektive Gedankenmasse verkörpert es zum Begriff; der Vorstellung und dem Begriff gibt das Wort einen tönenden Körper im Laut. Bei diesem letzten Prozess hört allerdings jede Erklärung auf: „Die unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur“ (Steinthal p. 278).

Die Sprache ist also eine Synthese von Sinnlichem und Geistigem, sie bildet eine Welt für sich, die zwischen dem Menschen und den Dingen steht, und die dessen Erlebnis der Realität bestimmt: „Der Mensch lebt auch hauptsächlich mit den Gegenständen, so wie sie ihm die Sprache zuführt, und da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängt, sogar ausschliesslich so. Durch denselben Act, vermöge welches der Mensch die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede Sprache zieht um die Nation, welcher sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andern Sprache hinübertritt“ (VI, p. 180).

Es gibt ein Charakteristikum, wodurch sich das Wort sowohl vom Zeichen als auch vom Symbol unterscheidet, die beide mit dem Wort ja die Synthese von Geistigem und Sinnlichem gemeinsam haben: das Wort existiert nie für sich allein, sondern es ist immer Wort einer bestimmten Sprache, in deren innerem, systemhaften Zusammenhang es steht: Man darf nie vergessen, „dass die Wörter... als wahre Individuen, ganz an die Stelle der Gegenstände selbst treten, die im Denken nicht so, wie die Natur es tut, noch so, wie ihre

Definition sie als Begriffe bestimmt, sondern so, wie es dem Sprachgebrauche der Wörter gemäss ist, begrenzt werden“ (V, p. 51).

Damit hat Humboldt das entdeckt, was man heute „Sprachfeld“ nennt, und Leo Weisgerber¹⁴ z. B. setzt diese theoretische Äusserung Humboldts in die Praxis um und zeigt, wie die exakte Bedeutung z. B. des Wortes „Frevel“ nur im Zusammenhang des ganzen Sprachfeldes, also gegenüber „Verbrechen“, „Fehler“, „Vergehen“ etc. festgelegt werden kann, wobei in jeder Sprache diese Sprachfelder ganz anders begrenzt erscheinen.

B. Die Wirkung der sprachlichen Formalität auf dem Gebiete der Morphologie und der Syntax: Das Problem der grammatischen Form

Die beiden von der historischen Grammatik getrennten Gebiete der Morphologie und der Syntax müssen bei der Betrachtung von Humboldts Sprachwissenschaft zusammengenommen werden, da es ihm ja nicht um die Beschreibung der Formenbildung einer bestimmten Sprache geht, sondern um das Prinzip der grammatischen Form überhaupt, und diese kann sinngemäss nur von der Funktion der Form her erkannt werden, also von der Syntax aus. Damit geht Humboldt gerade den umgekehrten Weg, den die Sprachwissenschaft der historischen Schule verfolgt. Diese beginnt mit der Beschreibung und historischen Herleitung der Formen, um, wenn es gut geht, am Schluss bei der Betrachtung der Funktion zu enden, wobei die typischen Junggrammatiker wie Brugmann und Osthoff dieses letztere Gebiet einem andern überliessen und es nicht selbst bearbeiteten.

Humboldt, den seine reiche Erfahrung exotischer Sprachen von den Scheuklappen der lateinischen Kategorientabelle befreit hatte, beginnt umgekehrt mit der Frage: Was wird in einer Sprache ausgedrückt? Und erst in zweiter Linie: Mit welchen Mitteln gelangt jede Sprache zu ihrem Ziel¹⁵?

14) Vgl. L. Weisgerber: „Die Sprache unter den Kräften des menschl. Daseins“, Düsseldorf 1949, „Vom Weltbild der dt. Sprache“ 1950, „Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur“, Düsseldorf 1950.

15) Vgl. V, p. 449: „Es ist aber wichtig, bei der Zergliederung der Sprachen und der Untersuchung ihres Baues den Typus der Construction voranzustellen, und die Beschaffenheit der einzelnen Redeteile aus ihm abzuleiten.“

Eines muss aber gleich festgehalten werden: Humboldt begnügt sich nicht mit der rein objektiven Beschreibung der sprachlichen Verschiedenheiten. Man muss in seiner Einstellung gegenüber diesem Problem unterscheiden zwischen seinem linguistischen und seinem philosophischen Standpunkt. Diese beiden Gesichtspunkte gehen seiner ausdrücklichen Forderung gemäss in jeder Untersuchung neben einander her (vgl. VI, p. 4 ff.), allein nicht immer, ohne dass Widersprüche entstünden. Von der Erkenntnis ausgehend, dass die Sprachen nicht die Schöpfungen des Verstandes, sondern der „Seele“ der Nationen seien, ist es für ihn möglich, die Verschiedenheit der Sprachen nicht mehr als eine lästige Verschiedenheit von Lauten zu verstehen, sondern als eine Verschiedenheit der Denkweise. Die sprachliche Formalität als schöpferische Kraft gehört zum Wesen des Menschen überhaupt. Allein jede Nation erlebt ihre Umwelt auf eine ganz andere Weise; dadurch wird die Wirkung dieser Formalität ins Unendliche abgewandelt, und, da das Denken von der Sprache abhängt, kommt Humboldt zu der für seine Zeit — und für viele Leute bis heute — unglaublichen Erkenntnis, dass die Menschen auf der Erde verschieden denken: Es ist wichtig „als den festen Punkt der ganzen geistigen Gestaltung den Satz anzusehen, dass der Bau der Sprachen im Menschengeschlechte darum und insofern verschieden ist, weil und als es die Geisteseigentümlichkeit der Nationen selbst ist.“ „Die Sprache ist gleichsam die äusserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken“¹⁶. Verschiedenheit der Sprache bedeutet also Verschiedenheit des Denkens.

Eine der praktischen Konsequenzen ist die Kritik, die Humboldt an allen Grammatiken exotischer Sprachen übt¹⁷, wenn sie nach dem Schema der lateinischen Kategorientabelle aufgestellt sind. Er verlangt im Gegenteil: „Jede Sprache muss in dem Sinne aufgefasst werden, in dem sie durch die Nation gebildet ist, nicht in einem ihr fremden“ (IV, p. 288). Er setzt diesen Grundsatz auch in die Praxis um und analysiert so eine karaibische Form „aveiridaco“ als „am Tage deines Seyns“, während sie in der Grammatik als 2. Sg. Konj. Imp. „wenn du wärest“ aufgeführt worden war (IV, p. 289).

16) Steinthal, p. 254—55.

17) Vgl. „Notice d'une grammaire japonaise“, V, p. 237 f.

Damit hat Humboldt seine „Kritik der reinen Grammatik“ geschaffen. – Soweit der empirisch-linguistische Standpunkt Humboldts.

Es ist nun aber eine der Grundforderungen Humboldts, dass sich mit der empirischen Forschung immer die philosophische Betrachtungsweise verbinden müsse. Von diesem philosophischen Standpunkte aus begnügt er sich nicht mit der objektiven Feststellung der sprachlichen Tatsachen, sondern er stellt gewisse Forderungen an die Sprache als Instrument des Denkens — wobei jetzt Denken weitgehend griechisches Denken bedeutet — und der Grad, in dem diese Forderungen durch die betreffende Sprache erfüllt werden, bestimmt in seinen Augen deren Wert. Humboldts Massstab richtet sich vor allem danach, wie weit eine Sprache von Form durchdrungen ist.

Diese Werturteile hat man als einen Rest von Aufklärung verstehen wollen. Sie haben aber ihren Ursprung in Humboldts metaphysischen Grundansichten, die man nicht ohne weiteres als Aufklärung abtun kann. (Dem philosophischen Weltbild Humboldts soll ein besonderer Abschnitt gewidmet werden; s. S. 34 ff. Hier genügen einige Andeutungen.)

Die Menschheit ist in Humboldts Augen eine reale Einheit, die einem gemeinsamen Ziele zustrebt: „Die Besiegung aller Dunkelheit und Verwirrung durch die Herrschaft klar und rein ordnender Formalität ist das Ziel und der Gipfel aller geistigen Ausbildung“ (V, p. 466). In dieser Vergeistigung der Welt spielt die Sprache eine entscheidende Rolle; darum ist es in seinen Augen so eminent wichtig, dass sie selbst formvollendet ist. „Die Ideenentwicklung kann erst dann einen eigentlichen Schwung nehmen, wenn der Geist am blossen Hervorbringen des Gedankens Vergnügen gewinnt, und dies ist allemal von dem Interesse an der blossen Form desselben abhängig. Dies Interesse kann nicht durch eine Sprache geweckt werden, welche die Form nicht als solche darzustellen gewohnt ist“ (IV, p. 292). „Überwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöht das Denkvermögen“ (IV, p. 305).

Unter den Sprachen sieht Humboldt nun Typen, die, vom menschheitlichen Ziel her gesehen, in einer Sackgasse stecken geblieben sind. Keine Sprache hat Lücken oder Mängel, jede ist vollständig, wie der Mensch immer vollständig ist (VI, p. 226 ff.), aber Vollständigkeit ist nicht Vollkommenheit, und die Sprachen unter-

scheiden sich, wie die Individuen, durch Reichtum, Weite und Tiefe ihres Gehalts, sie unterscheiden sich vor allem durch den Grad, in dem sie von der geistigen Formalität durchdrungen sind.

Dieser Exkurs über die zwei verschiedenen Haltungen, die Humboldt der Sprache und den Verschiedenheiten der Sprachen gegenüber einnimmt, war darum notwendig, weil es die empirische Erkenntnis von der Verschiedenheit der Denkweise ist, die heute in der typologischen Sprachforschung, unter Berufung auf Humboldt, fortlebt. Andererseits ist gerade das Problem der grammatischen Form, das nun betrachtet werden soll, eines der Gebiete, wo Humboldts philosophischer Standpunkt überwiegt; hier verfährt er weitgehend aprioristisch. Da nun dieser Aspekt seines Denkens in der Folge besonders hervortritt, sollte die kurze Skizze von Humboldts empirischen Erkenntnissen verhüten, dass ein allzu einseitiges Bild Humboldts entstehe.

In der praktischen Sprachbetrachtung wirkt sich Humboldts philosophischer Ausgangspunkt dahin aus, dass er bei der Behandlung der grammatischen Formen beobachtet, wie weit die geistige Formalität den Sprachstoff durchdringt, und die Sprachen danach beurteilt.

Die Tätigkeit der sprachlichen Formalität in der Wortschöpfung, die Synthese von Sinnlichem und Geistigem, die sie im Wort vollzieht, gehört zum Wesen der Sprache als solcher und ist somit jeder Sprache der Erde eigen. In der Folge aber, ob und wie die sprachliche Formalität sich auch dieser, jetzt als feste Einheiten konstituierten Wörter bemächtigt, ob sie diese in einen grösseren Formzusammenhang einordnet oder nicht, beginnen die Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen. „Stoff“ auf dem Niveau der Syntax bedeutet für Humboldt das grammatisch ungeformte Wort, der reine Bedeutungsträger.

Das Chinesische ist für Humboldt eine Sprache, in der die Formalität bei dieser Leistung der Wortschöpfung stehen bleibt. Seine Abhandlungen über das Chinesische¹⁸ zeigen wohl am deutlichsten, was er unter grammatischer Form versteht und was nicht. Jedes Verständnis zwischen zwei Menschen setzt eine gewisse „Grammatik“ voraus, d. h. eine Möglichkeit sinngemässer Verknüpfung

18) „Lettre à M. Abel-Rémusat“ (V, p. 254 ff.), „Über den grammatischen Bau der chinesischen Sprache“. (V, p. 309 ff.)

der durch die Wörter angeregten Vorstellungen. Das Entscheidende für Humboldt ist aber, ob diese Verknüpfung in der Sprache mit echt sprachlichen Mitteln zum Ausdruck kommt oder nicht. Im Chinesischen ist dies nicht der Fall. Die Verbindung der Vorstellungen muss jedesmal vom Sprechenden und Hörenden im Geiste vollzogen werden, ohne dass sie in der Sprache selbst einen Niederschlag fände. Es ist eine „stillschweigende Grammatik“ (V, p. 462); denn syntaktische Ausdrucksmittel wie Intonation und Wortstellung anerkennt Humboldt nicht als echte grammatische Mittel. In der absoluten Konsequenz, mit der dieser Verzicht auf ausdrückliche syntaktische Mittel in der chinesischen Sprache aber durchgeführt ist, sieht Humboldt doch einen Vorzug. Die Sprache kommt zwar dem Denken durch ihre eigene Form nicht entgegen, aber sie legt der freien Gedankenentwicklung auch keine Hindernisse in den Weg.

Diesem isolierenden Sprachtypus polar entgegengesetzt ist der Typus der Flexionssprachen. Hier hat die geistige Formalität den Stoff der Sprache vollständig verwandelt, indem sie eine klare Scheidung zwischen „Sachbezeichnung“ und Verhältniszeichen durchführt. Grammatische Beziehungen werden hier durch Lautelemente ausgedrückt, die, im Gegensatz zu den eigentlichen Wörtern, keine eigene, konkrete Bedeutung besitzen. Diese Methode entspricht, nach Humboldts Auffassung, allein den Gesetzen des Denkens, und die Flexionsmethode der idg. Sprachen wird so zum idealen Sprachtypus erhoben¹⁹. „Werden nun von der ächten Bezeichnung grammatischer Verhältnisse die beiden Mittel: Wortstellung mit hinzugedachtem Verhältnis, und Sachbezeichnung ausgeschlossen, so bleibt zu derselben nichts als Modification der Sachen bezeichnenden Wörter, und dies allein ist der wahre Begriff einer grammatischen Form. Dazu stossen dann noch grammatische Wörter, das ist solche, die allgemein gar keinen Gegenstand, sondern bloss ein Verhältnis, und zwar ein grammatisches, bezeichnen“ (IV, p. 292).

Eine echte grammatische Form ist also für Humboldt sowohl „im Himmel“ als auch „(in) caelo“, aber keine grammatische Form ist der Ausdruck desselben lokalen Verhältnisses durch „Bauch des

19) Vgl. Brief an Welker, Ed. R. Haym, Berlin 1859, 27. Jan. 1817: „Ich lebe und webe jetzt in dem Griechischen, und meine heutige Ansicht, die ich nun auch wohl beibehalten werde, ist, von dieser, als dem Ideal aller Sprachen, wie aus einem Mittelpunkt, das Gebiet aller, an deren äussersten Grenzen die unculti-vierten stehen, zu übersehen.“

Himmels“ (IV, p. 303) im Mexikanischen; ein echter grammatischer Plural ist in seinen Augen „drei Menschen“, aber nicht das chinesische „drei Stück Mensch“²⁰.

Humboldt fasst die grammatischen Kategorien, die in den idg. Sprachen ausgedrückt werden, als Kategorien des menschlichen Geistes überhaupt auf, und er sieht die besondere Leistung der idg. Sprachen darin, dass sie diese geistigen Kategorien in vollkommener Abstraktion, unbeschwert von konkretem Stoffgehalt, in der Sprache selbst darstellen. „Die Gesetze des Denkens enthalten die Grundbestimmungen der Grammatik“ (V, p. 451). In der Flexion der idg. Sprachen hat die geistige Formalität die Leistung vollbracht, den Organismus des Geistes im Lautkörper der Sprache vollkommen nachzubilden. „Die sanskritischen Sprachen sind auch diejenigen, in welchen der Begriff der grammatischen Formen am lichtvollsten hervortritt, und das System derselben am feinsten, am consequentesten und am meisten den sich durch blosses Nachdenken ergebenden Gesetzen der Rede Verbindung gemäss ausgesponnen ist“ (VI, p. 133).

In der Methode der Agglutination und der Einverleibung dagegen erblickt Humboldt ein Versagen der sprachlichen Formalität, die hier im Stoff der Sprache stecken geblieben ist und sich nicht bis zur Abstraktion der grammatischen Verhältnisse durchgerungen hat. Solche Sprachen legen durch den Mangel an Formalität in ihrem Bau dem reinen Denken grosse Hindernisse in den Weg. Agglutination betrachtet Humboldt übrigens als notwendige Vorstufe zur reinen Flexion, wobei die Entwicklung aber nicht mechanisch verläuft, einfach als eine Folge der Zeit und der durch sie bedingten Erosion der Sprachelemente, sondern nur zustande kommt durch einen neuen, ursprünglichen Impuls der geistigen Formalität einer Nation, der auch ausbleiben kann, wie die heute noch agglutinierenden Sprachen zeigen.

„Es folgt nun von selbst, dass, wo sich gesteigerte Erscheinungen derselben Bestrebung wahrnehmen lassen, wenn es nicht die Tatsachen unabweislich verlangen, kein allmähliches Fortschreiten vorausgesetzt werden darf, da jede bedeutende Steigerung vielmehr einer eigentümlich schaffenden Kraft angehört“ (Steinthal p. 208). Die Tatsache, dass die Entwicklung einer Sprache niemals voraus-

20) F. N. Finck, „Haupttypen des Sprachbaus“, Leipzig 1910, p. 22.

zusehen ist, ist letztlich begründet in der „inneren Freiheit, deren Urquell man vergeblich im Gebiete der Erscheinungen sucht“ (Steinthal p. 493); sie ist auch in der retrospektiven Sprachforschung zu bedenken: „Der Sprachforschung wird diese Rücksicht vorzüglich darum wichtig, darin eine Warnung gegen das Ausreichen bloss mechanischer Erklärungsarten, und gegen das zu grosse Vertrauen auf analytisches Verfahren zu finden“ (V, p. 398). Man darf wohl vermuten, dass diese Warnung vor allem gegen Bopps formalistische Methode gerichtet ist, die u. a. die idg. Personalendungen des Verbums aus agglutinierten Pronomina erklären wollte ²¹.

Humboldt blieb Zeit seines Lebens von seinem ersten, tiefen Spracherlebnis, dem klassischen Griechischen, in seinem Denken über Sprache bestimmt, was sich besonders deutlich gerade in dieser Auffassung der grammatischen Form zeigt. Trotzdem versteht er aber die weitere Entwicklung der idg. Sprachen und deren Abbau der äusseren Sprachformen nicht als Zerfall und Niedergang — im Gegensatz zu Jacob Grimm etwa —, sondern im Gegenteil als einen Fortschritt, da ja die grammatischen Formen nicht Selbstzweck, sondern nur Anregung und Mittel zum formalen Denken sind: „Unter allem, was auf die Sprache einwirkt, ist das Beweglichste der menschliche Geist selbst... Gerade seinem Fortschreiten aber entspricht es, in der steigenden Zuversicht auf die Festigkeit seiner innern Ansicht zu sorgfältige Modificierung der Laute für überflüssig zu erachten.“ „Es sanken Formen, nicht aber die Form“ (Steinthal p. 578, 590).

Die sprachliche Formalität erfasst also immer grössere Einheiten und schafft sie synthetisch um zu organischen Gliedern eines Ganzen: sie beginnt bei der Formung der sinnlichen Vorstellung und des geistigen Begriffs zum Wort, geht weiter zur Formung des stoffartigen Wortes zum Satzglied und erfasst endlich das Ganze der Rede, die sie in formale Perioden gliedert. Diese Stufen sind nicht als historische Entwicklung zu verstehen, sondern als typologische Verschiedenheiten, als Intensitätsgrade der sprachlichen Formalität.

„Das Wesen der Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu giessen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so muss auch ihnen, als Materie, eine Form entgegen-

21) Über das Verhältnis Humboldts zu Franz Bopp s. unten S. 28 ff.

stehen, welcher sie unterworfen werden . . . Auf der zweiten grossen Stufe des Fortschreitens weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, und es entstehen daraus grammatische Beugungen und Wörter grammatischer, also formaler Bedeutung, aber . . . die Grammatik waltet noch nicht in der Sprache, sondern tritt nur im Fall des Bedürfnisses auf“ — (wenn z. B. Nomen und Verb zusammenfallen, wenn nicht gerade Person oder Zeit auszudrücken ist) —. „Erst wenn kein Element mehr, als formlos, gedacht, und der Stoff, als Stoff, ganz in der Rede besiegt wird, ist die dritte Stufe erstiegen“ (IV, p. 17). Auf diesem „Culminationspunkt ihrer Grammatik“ (Steinthal p. 610) ist die Sprache zu einem vollkommenen Organismus geworden, in welchem die Einheit des Gedankens so unbedingt vorherrscht, dass jedes Wort beim Sprechen von der sprachlichen Formalität sofort im Hinblick auf das Ganze der Rede geprägt wird, sie „stempelt unmittelbar den Teil der jedesmaligen Gedankenfügung gemäss“ (Steinthal p. 465). Im Typus der synthetischen Flexionssprachen sieht Humboldt also den höchsten Sieg der Formalität über die Materie der Sprache verwirklicht.

Die Herrschaft der Formalität erscheint in der Sprache, wie in der lebenden Natur, als Schönheit, die darum kein Luxus ist, sondern die Annäherung einer Sprache an die Idee der reinen Form verrät: „Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen; sie ist, gerade im Gegenteil, eine in sich notwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgiesst“ (Steinthal p. 371). Zu dieser Schönheit als Ausdruck siegreicher Formalität rechnet Humboldt das Genus.

C. Das Genus als Wirkung sprachlicher Formalität

Den Anstoss, den Wörtern ein grammatisches Geschlecht zu geben, lässt Humboldt von der „Einbildungskraft“ ausgehen. Dieses Stichwort hat genügt, um ihn mit Grimm in einen Topf einer gemeinsamen Genusauffassung zu werfen²². Der zweite Abschnitt

22) Vgl. Roethe Anz. f. dt. A. 17, (2) p. 181 ff: „die Grimm-Humboldt'sche

dieser Arbeit wird versuchen, gerade die Andersartigkeit von Grimms Auffassung darzustellen. Unter „Einbildungskraft“ versteht Humboldt nicht irgend eine spielerische Fähigkeit, die dem Kind und dem Dichter eigen, dem rationalen Menschen aber entbehrlich wäre, sondern unter „Einbildungskraft“ fasst er alle schöpferischen Kräfte des Menschen zusammen; sie ist eine wesentliche Komponente des „Denkens“ (während rein logische Verstandestätigkeit „Ideenentwicklung“ heisst). Die „schöpferische Einbildungskraft“ ist es, „welche überhaupt eine Welt von Lauten zwischen den Menschen und die Wirklichkeit stellt“ (V, p. 455); durch die Einbildungskraft wird die Synthese von Geistigem und Sinnlichem vollzogen, die in der Sprache zum Wort führt — in einer andern Sphäre zum Kunstwerk²³ —: Einbildungskraft ist also ein wesentliches Element der sprachlichen Formalität.

Ist diese schöpferische Einbildungskraft in einer Nation besonders lebendig, so geht sie darauf aus, die Sprache nicht nur als Werkzeug der Verständigung und des logischen Denkens (Chines.) zu gebrauchen, sondern sie will die Sprache selbst zu einem vollkommenen Symbol der Welt und des lebendigen Menschen machen: „... die Sprache aber soll diese Welt selbst, zwar in Gedankenzeichen verwandelt, aber in der ganzen Fülle ihrer reichen, bunten und lebendigen Mannigfaltigkeit enthalten“ (V, p. 112). Wenn eine Nation ihren Formwillen auf diese künstlerische Ausgestaltung der Sprache zum Symbol der Welt richtet, alors „les mots doivent avoir des genres, comme les êtres vivants appartiennent à un sexe“ (V, p. 262).

Die Realität des Sexus und dessen sinnliche Wahrnehmung bildet die Grundlage, das Rohmaterial dessen, was durch die Einbildungskraft später zum Genus erhoben wird. Auf dem Niveau der sinnlichen Auffassung nimmt aber der Sexus keinerlei Vorrangstellung ein; es gibt auch ganz andere Unterschiede zwischen den Gegenständen der äussern Welt, die die Aufmerksamkeit der sprachbildenden Nation auf sich ziehen können, wie die verschiedenartigen Klassifikationssysteme der Sprachen der Erde zeigen.

Ansicht“; Brugmann: PBB 15, p. 526: „die Humboldt-Grimmsche Hypothese“; Jelinek IF 19, p. 315: „... Grimm, der an Humboldt anknüpft ...“; H. Lommel, Festschr. f. J. Wackernagel, p. 168: „Jacob Grimms ... Behandlung der Genus-Lehre ... geht von dieser Humboldtschen Anschauung aus.“

23) Vgl. „Über die männliche und weibliche Form“, I, p. 336 ff.

Humboldt erwähnt ein solches Einteilungsprinzip: die Unterscheidung von lebend und leblos in der mexikanischen Delaware-Sprache, wobei die Grenze des Lebendigen auch, wie beim idg. Genus, über die biologische Realität hinausgeht, wenn ihm Sterne und Wolken zugezählt werden (vgl. V, p. 458 ff.). Humboldt anerkennt diese Unterscheidung aber nicht als echte grammatische Kategorie: „Sie führen dadurch... einen Unterschied in die Sprache ein, der aus der Natur genommen, aber der Grammatik fremd ist“ (V, p. 458). Die Unterscheidung lebend/leblos ist für Humboldt ein Stück roher Anschauung, welches, ohne durch die Formalität in eine sprachliche Kategorie verwandelt worden zu sein, in die Sprache aufgenommen wurde. „Bei der Beachtung des Belebtheits wird etwas aus der lebendigen Anschauung der Natur in die Sprache gebracht, und bewirkt einen, die Form des Denkens in nichts angehenden grammatischen Unterschied“ (V, p. 459).

Hier deutet Humboldt die Ursache an, warum, seiner Ansicht nach, die Unterscheidung lebend/leblos nicht zu einer echten grammatischen Kategorie werden kann: sie „geht die Form des Denkens in nichts an“, d. h. es gibt keine logische Kategorie — in dem Kategorienschema der Kantischen Philosophie —, die diesem empirischen Unterschied entspreche. Durch das Einbeziehen von Sternen und Wolken in die Kategorie des Lebendigen „hinterlässt die Mexicanische Sprache der Nation ein Denkmal dessen, was der kindisch unentwickelte Sinn der beginnenden Menschheit als belebt in der toten Natur ansah“ (V, p. 458). Hier liegt einer der Punkte vor, wo der Philosoph Humboldt und der Linguist in Gegensatz treten: der Philosoph verlangt für jede sprachliche Kategorie eine entsprechende Kategorie des Denkens und verwirft daher die Klassifikation lebend/leblos als unechte grammatische Kategorie. Der Linguist Humboldt sieht aber trotzdem die Wesensverwandtschaft dieses Klassensystems mit dem idg. Genus und benutzt seine Erfahrung der mexikanischen Sprache zur Erklärung der idg. Verhältnisse, wie noch zu zeigen sein wird.

Damit also ein empirischer Unterschied zu einer wirklich grammatischen Kategorie erhoben werden kann, muss er einer logischen Kategorie entsprechen, muss er dem „doppelten Gebiet des Sichtbaren und Unsichtbaren“ angehören (VI, p. 24). Diese Bedingung erfüllt der Gegensatz der natürlichen Geschlechter (Humboldt

denkt beim Folgenden immer an ein Zwei-Genus-System): „Der in seiner allgemeinsten und geistigsten Gestalt aufgefasste Geschlechtsunterschied führt das Bewusstseyn einer, nur durch gegenseitige Ergänzung zu heilenden Einseitigkeit durch alle Beziehungen des menschlichen Denkens und Empfindens hindurch“ (VI, p. 25). Das platonische Gedankengut wird hier bis in die Formulierung greifbar. Der Gegensatz der natürlichen Geschlechter lässt sich logisch fassen als der Gegensatz von aktiv und passiv, von „Selbsttätigkeit“ und „Empfänglichkeit“, als Polarität; er ordnet sich damit der grossen Kategorie der Zweiheit unter, die auf einem andern Gebiet der Sprache den Dual schuf als den Numerus der Paarigkeit, und, in gewissen Sprachen, zu der Differenzierung von Inklusiv und Exklusiv beim Pronomen führte. Alle diese grammatischen Erscheinungen stehen für Humboldt in einem innern Zusammenhang²⁴.

Als Spiegelung des logischen Gegensatzes von Aktivität und Passivität wurde das grammatische Masculinum und Femininum schon in der Antike aufgefasst, und auch die Grammaire raisonnée sah darin die einzige Rechtfertigung des sonst unverständlichen Genus²⁵. Lebend und leblos sind insofern keine echten Pole, als keine Spannung, ja keine Beziehung zwischen ihnen besteht, sie bedingen einander nicht. Der Gegensatz männlich/weiblich dagegen enthält in sich alle Bedingungen, in die Sprache einzugehen, weil er sowohl der sinnlichen Anschauung als auch den Gesetzen des Denkens entspricht, und die Sprache ja gerade die Synthese von Anschauung und Denken verkörpert. Dass der Sexualgegensatz nicht zu einer grammatischen Kategorie werden *muss*, zeigt die überwiegende Zahl der genuslosen Sprachen der Erde; aber da gerade die für Humboldt vollkommensten Sprachen des idg. Stammes das Genus kennen, liegt für ihn schon darin eine Garantie für dessen Wert.

Alle diese Ausführungen schienen sich auf ein Zwei-Genus-System zu beziehen, vom Typus des Hebräischen z. B., das nur männlich und weiblich kennt. Diesen Zustand hat Humboldt als Prinzip und Ziel auch des idg. Genus aufgefasst. Die idg. Sprachen hatten nach seiner Vorstellung nicht von Anfang an ein Genus, so wenig wie eine Flexion, sondern das Genus verstand er als die

24) Vgl. „Über den Dualis“, VI, p. 5 ff.

25) S. Jellinek: IF 19, p. 295 ff.

Wirkung eines neuen Impulses der schöpferischen Formalität, der aber in keiner der idg. Sprachen vollständig durchdrang, in einigen auch wieder fast verebbte. „So hat es mir daher schon längst erschienen, dass jede Sprache aus einem ungeformt gebliebenen, und einem durchaus geformten Teile zusammengesetzt ist“²⁶.

Das Neutrum ist daher für Humboldt der Rest des Wortschatzes, der von dieser letzten Formung nicht mehr erfasst wurde. Zu diesem Ergebnis wurde er zunächst durch seine Idee der immer wieder einsetzenden sprachlichen Formalität geführt, aber er unterbaute es auch durch empirische Beobachtung: „Die Homonymie der Neutra in diesem Fall“ (Nom. u. Acc.) „scheint mir nur daher zu kommen, dass die Declination der Neutra überhaupt eine unvollkommenere ist. Dies zeigt das Sanskrit deutlich, wo Neutrum und Wurzelwort so oft durch nichts verschieden sind. Das Neutrum ist also noch halb Wurzelwort . . . Nur das so lebendig Hervortretende, dass man Geschlecht daran unterscheiden zu müssen glaubte, wurde sorgfältiger organisiert“ (a. a. O. 5. März 1826).

Auf derselben Theorie, dass das Neutrum Spuren eines älteren, uridg. Sprachzustandes bewahrt habe, baut E. Benveniste seine Forschung über die idg. Stamm- und Wortbildung auf²⁷. Andererseits bildet die Theorie, nach welcher dem idg. Drei-Genus-System eine ältere Zweiteilung in lebend/leblos zugrunde liege, wobei sich das Femininum sekundär aus der Kategorie des Lebenden differenziert habe, die Grundlage der Genusforschung von Meillet²⁸, Hirt²⁹, Lohmann³⁰ u. a.

Humboldts Entdeckung so wesentlicher Tatsachen über die ursprünglichen Genus-Verhältnisse, bevor es überhaupt eine eigentliche vergleichende Indogermanistik gab — 1826: Bopps Vgl. Grammatik erschien erst 1833 — war so wenig ein Zufallstreffer wie Goethes Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen, sondern

26) Brief an A. W. Schlegel, 1. Nov. 1821, Ed. Leitzmann, Halle 1908.

27) Benveniste: „Origines de la formation des noms en id. eur.“, p. 5 ff., Paris 1935; ders. „Noms d'agent et noms d'action en id. eur.“, Paris 1948.

28) A. Meillet: „Essai de chronologie des langues id.-eur.“ BSL 32, p. 7 ff.; ders. „Introduction à l'étude comp. des langues id. eur.“, 7. Ed. Paris 1937, p. 291 ff.

29) H. Hirt: Idg. Gramm., 3. Teil, § 226 ff., Heidelberg 1927; Hirt-Arntz „Die Hauptprobleme der idg. Sprachwiss.“, p. 67 ff., Halle 1939.

30) Lohmann: „Genus und Sexus“, Zs. f. vgl. Spr. F. Erg. Heft Nr. 10, 1932, p. 12 ff.

wieder einmal mehr ein Beweis für die Kraft und Fruchtbarkeit solch grosser schöpferischer Ideen, wie diejenige Humboldts der sprachlichen Formalität, welche die Prüfung durch die exakte Beobachtung nicht nur aushalten, sondern Erkenntnisse ermöglichen, zu denen ein empirischer Weg noch gar nicht existiert.

Humboldt hat auch als erster erkannt, dass das Wesentlichste des idg. Genus nicht eine Belebung einzelner Gegenstände ist, sondern die Einteilung der Wörter in Klassen, wobei die Zahl der Klassen und das Prinzip der Einteilung von sekundärer Bedeutung ist. Erst dann ist nach seiner Ansicht der Schritt von der empirischen zur wirklich grammatischen Kategorie vollzogen, wenn „das Geschlecht der Wesen wirklich zu einem Geschlecht der Wörter gemacht ist, wenn es kein Wort gibt, das nicht, nach den mannigfaltigen Ansichten der sprachbildenden Phantasie, einem der drei Geschlechter zugeteilt wird“ (VI, p. 28). Die Bezeichnung des realen Sexusgegensatzes hat für Humboldt an sich noch nichts mit einem Genus zu tun, auch nicht die Belebung einzelner Gegenstände wie im Englischen (V, p. 458), sondern das Genus entsteht als grammatische Kategorie erst durch die konsequente Durchführung der Genusklassen durch das gesamte Wortmaterial einer Sprache. Die Sprache bildet im Genus Klassen, die sich zwar empirisch und gedanklich mehr oder weniger rechtfertigen lassen, deren Durchführung durch alle Gebiete der sinnlichen Anschauung, der gedanklichen Begriffe und seelischen Erlebnisse aber das alleinige Werk einer bestimmten Sprache ist.

Humboldt verdankte es der zu seiner Zeit einzigartigen Kenntnis exotischer Sprachen, dass er in der Betrachtung des Genus erstmals den rein psychologischen Standpunkt überwand, von dem aus man bis jetzt immer nur gefragt hatte: wie kam man dazu, einzelne Gegenstände als männlich, andere als weiblich aufzufassen? Aus seiner Kenntnis der amerikanischen Sprachen und ihrer nach ganz andern psychologischen Kriterien ausgerichteten Ordnungssysteme kam er dazu, auch im idg. Genus primär das Sprachliche, Grammatische, das Klassensystem zu sehen, dessen jeweils andersartige psychologischen Motive für die sprachliche Kategorie an sich von sekundärer Bedeutung sind, ja, die psychologische Grundlage kann sogar weitgehend verschwinden, ohne dass dadurch die sprachliche Kategorie erschüttert würde, wie die modernen europäischen Sprachen zeigen.

Ausser der von Humboldt erwähnten Unterscheidung von lebend/lebloos gibt es Klassensysteme, die z. B. einer hierarchischen Ordnung folgen; so wenn bei den Irokesen Götter, Geister und Männer in einer Klasse, Frauen, Kinder, Tiere und alles übrige in einer niedrigeren Klasse eingeordnet werden³¹. Oft sind solche Klassensysteme auch reich ausgebaut; in den Bantu-Sprachen³² z. B. werden 17 Klassen unterschieden und durch Präfixe gekennzeichnet. Solche Klassen sind z. B.: mu- „Person“, z. B. mu-sisu „Person-Knabe“, d. h. „Knabe“, bu- „Beschaffenheit“, z. B. bu-lotu „Beschaffenheit-Schönes“, d. h. „Schönheit“; Plurale bilden wieder eigene Klassen: ba- „Personen“, ba-sisu „Personenknabe“, d. h. „Knaben“. Bei Klassenpräfixen wie bu- „Beschaffenheit“, ka- „Kleines“ (ka-ntu: „Kleines-Mann“, d. h. „Männchen“) kann man an die nhd. Suffixe „-heit“ zur Bezeichnung substantivierter Eigenschaften, oder „-chen“ zur Bildung von Diminutiven denken, um sich eine Vorstellung von diesem System zu machen; da aber das Bantu keine eigentliche Flexion kennt, werden alle syntaktischen Verhältnisse durch diese Präfixe und die formal mit ihnen zusammenhängenden, sehr zahlreichen Pronomina ausgedrückt; so heisst z. B. ba-kazana ba enda: „Personen-Mädchen sie-Personen gehen“, d. h. die Mädchen gehen.

Oft sind solche Klassensysteme aber auch vielschichtig und erwecken den Eindruck, als ob sich verschiedene Systeme in einer Sprache überlagert hätten. Im Andamanischen³³ werden z. B. fünfzehn Klassen unterschieden, die sich scheinbar nach den verschiedenen Körpergegenden richten, mit denen die betreffenden Gegenstände in Zusammenhang gebracht werden, so dass also z. B. ein Amulett ein verschiedenes Präfix erhält, je nachdem es am Halse oder am Fuss getragen wird. Bei genauerer Analyse scheint diese Beziehung der Präfixe auf die Körperteile aber nur eine sekundäre Einschränkung viel allgemeinerer Gesichtspunkte zu sein, die etwa Richtung, allgemeine Bewegung, Gestalt etc. gewesen sein mögen, so dass also die totale Anthropomorphisierung der Welt, die man in dieser Einteilung aller Gegenstände nach dem menschlichen Körper gesehen hat, nicht die ursprüngliche Bedeutung dieses Klassensystemes gewesen zu sein scheint.

31) Vgl. W. Wundt „Völkerpsychologie“, 2. Bd., p. 19, Leipzig 1912.

32) Vgl. F. N. Finck „Haupttypen des Sprachbaus“, Leipzig 1910, p. 46 ff.

33) J. Bloch „Préfixes et suffixes en Andaman“, BSL 45, p. 1 ff, 1949.

Aus solchen Erfahrungen an exotischen Sprachen hat man sich auch in bezug auf das idg. Genus die Frage gestellt, ob die Sexualisierung der Welt, die es vornimmt, das Ursprüngliche gewesen sei; man hat z. B. herausgefunden, dass die Wörter auf idg. -i ursprünglich nichts mit dem Weiblichen zu tun hatten, sondern nur die Zugehörigkeit ausdrückten³⁴. Andererseits hat man, auch aus der Erfahrung solcher exotischen Klassensysteme heraus, in den idg. Stammklassen ein älteres System vermutet³⁵, das vom Genus überlagert worden wäre, ohne sich je vollständig mit ihm zu koordinieren.

Die Methode, idg. Phänomene durch einen Vergleich mit exotischen Sprachen zu erhellen, wurde wohl von Humboldt erstmals ernsthaft versucht, von Schleicher weitergeführt (s. 3. Teil der Arbeit), aber ohne dass ihr Beispiel zunächst gewirkt hätte, obwohl ähnliche Anregungen immer wieder von der allgemeinen Sprachwissenschaft ausgingen³⁶. Vor allem die junggrammatischen Indogermanisten verhielten sich immer sehr ablehnend gegen derartige Anregungen³⁷. In grossem Stil wurde der Versuch erst im 20. Jahrhundert von Gerlach Royen³⁸ weitergeführt.

Für Humboldt liegt der Vorzug des idg. Genus vor allen andern Klassensystemen darin, dass es nicht nur empirischen, sondern gleichzeitig auch ideellen Kategorien entspricht, wie oben dargelegt wurde. Der Wortschatz der idg. Sprachen, der schon durch die Flexion tief durchgeformt ist, erhält so als Ganzes eine umfassende Form aufgeprägt, eine Ordnung, die ausschliesslich sprachlicher Natur ist: „Die Vollendung ihres Baues schreibt den Sprachen das unabänderliche Gesetz vor, dass Alles, was in denselben hinübergezogen wird, seine ursprüngliche Form ablegend, die der Sprache annehme. Nur so gelingt die Verwandlung der Welt in Sprache,

34) J. Lohmann „Genus und Sexus“, a. a. O., Kap. 8 ff.

35) U. a. F. Specht, a. a. O.

36) S. z. B. B. Bleek „Über den Ursprung der Sprache“, Weimar 1868; C. Meinhof „Die Entstehung des gramm. Geschlechts“, Zs. f. Eingb. Sprachen, Bd. 27, 2.

37) Vgl. dazu Kontroverse Roethe-Brugmann: Einl. z. Neudruck v. Grimms Dt. Gramm., 3. Bd., p. 21 ff., Anz. f. Dt. A. 17, (2) p. 181 ff. — PBB 15, p. 523 ff.

38) „Die nominalen Klassifikationssysteme der Erde“, Anthropos 1929. Leider erschwert allerdings die Ausrichtung des Werkes auf die Probleme des idg. Genus die objektive Einsicht in die Eigenart der verschiedenen klassifizierenden Sprachen.

und vollendet sich das Symbolisieren der Sprache auch vermittelt ihres grammatischen Baues“ (VI, p. 28).

Durch die Verkörperung einer Vorstellung im Wort und durch die Zuteilung dieses Wortes zu einem bestimmten Genus, verwandelt sich so die ursprüngliche Vorstellung in hohem Masse. Es ist also nicht so, dass durch das Genus, nach Humboldts Anschauung, ein besonderer Grad sinnlicher Anschauung in der Vorstellung bewahrt bliebe, sondern im Gegenteil: die Sprachen zeigen sich erst dann im Genus völlig von der sprachlichen Formalität durchdrungen, wenn sie „zum Behuf des grammatischen Gebrauchs die Natur der Dinge umändern“ (V, p. 458).

Schon das Wort bezeichnet genau genommen eine Klasse und nicht den Einzelgegenstand (V, p. 419) — im Gegensatz zum Eigennamen —; wenn nun dieses Wort in das umfassende System der drei Genera eingeordnet wird, zeigt sich, wie relativ unabhängig das Wort vom Gegenstand ist, wie sehr es dagegen vom Ganzen der betreffenden Sprache her bestimmt ist. In diesem Punkt werden wir bei Grimm einer völlig andern Auffassung begegnen.

Wie das einzelne Wort in seine Genusklasse gekommen ist, lässt sich, sobald die Grundlage des Sexus fehlt, nur in den seltensten Fällen erkennen; Humboldt beschäftigt sich überhaupt nicht damit. Allein umgekehrt ist es deutlich, dass ein Wort durch seine Zugehörigkeit zu einem bestimmten Genus eine Bedeutungsnuance erhält, die sich aus der Verwandtschaft mit allen Wörtern desselben grammatischen Geschlechts ergibt. Das ist es, was Humboldt die „feine und zarte Deutung“ nennt, „welche die Sprache den Gegenständen der Wirklichkeit leiht“ (VI, p. 28).

Das einmal konstituierte Genus wird in den idg. Sprachen auch der Syntax dienstbar gemacht und so als ein im engeren Sinne grammatisches Mittel verwendet. Allein es sind nicht die idg. Sprachen, in denen der Sprachstoff die konsequenteste Überwindung durch die Formalität im Genus zeigt, da in den idg. Sprachen das Genus nur Nomen und Pronomen, nicht aber das Verbum erfasst. Diese Vollendung des Genusprinzipes im Syntaktischen zeigen für Humboldt dagegen das Hebräische und das Arabische (V, p. 454).

Humboldts Genusauffassung lässt sich folgendermassen zusammenfassen: Das idg. Genus ist die letzte und tiefste Einwirkung der sprachlichen Formalität, die in der ganzen Sprache und allen

ihren Elementen wirksam ist, von der Wortschöpfung über die Bildung der grammatischen Formen bis zum Aufbau des Satzes. (Diesen letzteren Problemkreis rechnet Humboldt weitgehend zur ästhetischen Disziplin der Stilistik; er wird in dieser Arbeit nicht behandelt.) Das Genus bildet ein Klassifikationssystem, das ausschliesslich sprachlicher Natur ist, weitgehend unabhängig vom empirischen Sexusunterschied, wenn auch ursprünglich von diesem ausgegangen, in seiner Durchführung gelenkt von der gedanklichen Kategorie des Aktiven und Passiven. Seine Vollendung erreicht es als geistiges Ordnungsprinzip dort, wo es unabhängig von jeder Anschauung den abstraktesten Begriffen seinen Stempel aufdrückt. Als grammatische Kategorie ist das Genus dann vollkommen durchgedrungen, wenn es die Totalität der Sprache beherrscht; das idg. Genus, welches als syntaktisches Ausdrucksmittel das Verbum nicht erfasst, ist in diesem Punkt auf halbem Wege stecken geblieben.

D. Die innere Form der Sprache

Nach dem Vorausgegangenen darf nun versucht werden, diesen vielumstrittenen Zentralbegriff Humboldts zu umschreiben: die innere Form einer bestimmten Sprache ist die Totalität der Wirkungen der sprachlichen Formalität, wie sie geschildert wurden beim Akt der Wortschöpfung, in der Morphologie und im Genus. Die Sprache schafft eine „nur aus ihr entspringende und nur ihr angehörende Andeutung der Gedankenverknüpfungen, und diese Andeutung, in der Einheit ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit aufgefasst, ist die Form der Grammatik“ (Steinh. p. 348).

Diese Gesamtwirkung der Formalität in einer bestimmten Sprache ist nicht eine Summe von Einzelmerkmalen, wie Delbrück meint³⁹, sondern das Ergebnis wirkt als geschlossene Individualität, so wie ein Mensch nicht die Summe seiner beschreibbaren Merkmale ist, obwohl er nur an einzelnen Merkmalen erkannt werden kann. Humboldt selbst zieht diesen Vergleich und führt weiter aus: „Die Individualität zeigt sich vielmehr in Allem, und ist eine und eben dieselbe von dem Alphabet bis zu der Weltvorstellung“ (V, p. 395). Humboldt selbst verzweifelt an der Möglichkeit, die innere Form

39) Vgl. Syntax der idg. Sprachen, Bd. I, p. 43.

einer bestimmten Sprache in ihrer Totalität darzustellen (das.); allein er stellt die Idee der innern Form als Forderung auf, nach der sich jede Sprachuntersuchung und -Vergleichung zu richten haben. Man darf nicht übersehen, dass Humboldt den Begriff der innern Sprachform besonders im Zusammenhang mit der indogermanistischen Sprachvergleichung betont, deren Hauptaufgabe damals in der Feststellung der genetischen Verwandtschaftsverhältnisse gesehen wurde. In diesem Sinn ist die Forderung nach der Beobachtung der innern Form jeder Sprache eine indirekte Reaktion auf die atomistische Methode Bopps, der mechanisch Wörter und Formen der verschiedenen idg. Sprachen verglich, ohne auf deren eigentliche Bedeutung Rücksicht zu nehmen, die sich letztlich immer nur vom Innern der einzelnen Sprachen her verstehen lässt.

Die innere Form einer Sprache steht aber oft geradezu im Widerspruch zu ihrer genetischen Verwandtschaft: „The grammatical form of languages depends, on the one hand, . . . upon the nature“ (d. h. Abstammung) „of these languages; but it also depends, on the other hand, upon the changes which they experience in the course of ages, and, in consequence of historical revolutions. Out of these changes it has arisen, that languages of the same family have a different grammatical system, and that languages really distinct resemble each other in some degree“⁴⁰.

Humboldt, dem es im Zusammenhang des zitierten Gutachtens um etwas anderes geht, weist nur flüchtig auf das Englische und dessen Verhältnis zu den andern germanischen Sprachen hin, in welchem er einen derartigen Fall von Verschiedenheit der innern Form bei gleichzeitiger genetischer Verwandtschaft sieht. Es soll daher kurz ein Beispiel aus der modernen Forschung herangezogen werden⁴¹: Das Indogermanische besass ein differenziertes Tempus- und Aspektsystem beim Verbum, das am besten im Griechischen erhalten ist. Das Germanische, eine idg. Sprache, weist ein Zwei-Tempussystem beinah ohne Aspektgegensätze auf. Es genügt nun nicht, festzustellen, dass die Formen des germanischen Präteritums aus dem idg. Perfekt und Aorist stammen, wie das Bopp tat und damit die idg. Herkunft des Germanischen bewies; sondern ebenso

40) „Essay on the best means of ascertaining the affinities of oriental languages“, VI, p. 82.

41) Vgl. H. Wagner „Die sprachgeographische Stellung des Germanischen und der germ. Sprachen“, Antrittsvorlesung Utrecht 1951.

wesentlich ist es, zu beobachten, welche Funktionen das germanische Präteritum innerhalb des germ. Verbalsystems ausübt, wie sich dieses andersartige Verbalsystem im ganzen der Sprache auswirkt etc. Wenn man nun, sich von der genetischen Anschauungsweise lösend, feststellt, dass die finno-ugrischen Sprachen ein ähnliches Verbalsystem besitzen, so liegt in dieser typologischen Verwandtschaft die Möglichkeit, eine sprachgeographische Erklärung irgendeiner Art zu versuchen, um diese Umwandlung des ererbten idg. Verbalsystems im Germanischen zu verstehen, eine Erklärung, um die sich Bopp gar nicht bemühte. Der Boppschen Methode blieb aber die Indogermanistik der folgenden Generationen, z. T. bis heute treu.

Mit der fruchtbaren Idee der innern Form dagegen arbeiten heute verschiedene Richtungen der modernen Sprachwissenschaft, die sich alle mit Recht auf Humboldt berufen, obwohl sie untereinander sehr verschieden sind. Wenn Leo Weisgerber aus der Analyse des deutschen Wortschatzes das „Weltbild der deutschen Sprache“ (a. a. O.) herausliest, denkt er dabei an die Wirkung der Humboldtschen Formalität in der Gesamtheit des Wortschatzes, und verbindet mit der Idee Humboldts die Erkenntnisse der modernen Existenzialphilosophie. Hier mündet die Sprachwissenschaft in die allgemeine Geisteswissenschaft, was durchaus den Absichten Humboldts entspricht.

Andere Forscher dagegen, vor allem Fink, Lewy, Lohmann beschäftigen sich hauptsächlich mit dem grammatischen Aspekt der innern Form und kommen zur Erkenntnis typologischer Verwandtschaften, denen kein genetisches Abstammungsverhältnis zugrunde liegt; die innere Form, vor allem in der Syntax und im Lautsystem, erweist sich damit als unabhängig vom Material der Sprache, von Wörtern und konkreten Formen. Diese Erkenntnis liegt implizit in Humboldts Idee der Formalität beschlossen, die als rein geistige Kraft jeden Stoff in einer bestimmten Richtung ausprägen kann. Indem es dieser Forschung nun gelingt, in *einer* Sprache verschiedene typologische Schichten festzustellen, so mündet hier die Sprachwissenschaft in die Geschichte und Prähistorie ein — auch hierin den Absichten Humboldts entsprechend⁴². Auch die moderne Sprach-

42) Vgl. Brief an Goethe, 15. Mai 1821 (Ed. Th. Bratranek, Leipzig 1876):

geographie, die sich mit dieser typologischen Forschung verbindet, findet ihr Programm bei Humboldt vorgezeichnet: „Die Sprachkunde muss daher immer zuerst diesen örtlichen Verhältnissen ihre Aufmerksamkeit zuwenden, das Gebiet jeder Sprache, ihren Sitz und ihre Wandlungen, und die Verschiedenheit der Sprachen in jedem geographisch abgesonderten Teile des Erdbodens zu bestimmen versuchen, und nicht wännen, auch wo es bloss grammatische Untersuchungen gilt, die Sprache von dem Menschen, und den Menschen von dem Boden losreissen zu können. Boden, Mensch und Sprache sind untrennbar in Eins verwachsen“ (VI, p. 82). Auch bei dieser Forderung Humboldts darf man eine Spitze gegen Bopps Forschung vermuten, da diese sich gerade in einem völlig geschichtslosen, luftleeren Raum abspielte. Auch diese Boden- und Geschichtslosigkeit sollte für die spätere Indogermanistik charakteristisch bleiben.

Die Erörterung der „inneren Form der Sprache“ verlangte diesen Ausblick in die moderne Forschung, weil Humboldt diesen Begriff mehr als Programm und Richtlinie aufgestellt, denn selbst ausgeführt hat, ein Programm, das nun von gewissen modernen Forschern von verschiedenen Seiten her erfüllt wird.

II. Wilhelm von Humboldts Verhältnis zur Indogermanistik seiner Zeit

Humboldt hatte Ende 1820 ohne mündlichen Unterricht begonnen, Sanskrit zu lernen⁴³; als Bopp im Mai 1821 aus London zurückkehrte, wurde dieser zeitweise sein Lehrer⁴⁴, und auch später, als Humboldt des Sanskrit selbst mächtig war, schätzte er die wissenschaftliche Diskussion und gemeinsame Lektüre mit Bopp, wobei sich die wissenschaftliche Beziehung offenbar zum freundschaftlichen Verkehr entwickelte; jedenfalls redet Humboldt in seinen späteren Briefen Bopp als „liebsten Freund“ an, während

„Die Verbindung historischer und linguistischer Forschungen zieht mich am meisten an, und vorzüglich insofern sie in das frühe und dunkle Leben der Völker führt, wo sich keine individuellen Begebenheiten herausheben, aber das stille Ziehen und Wandern der Völker die späteren Jahrhunderte vorbereitete.“

43) Vgl. Brief an A. W. Schlegel, 5. Mai 1821.

44) Vgl. zum Folgenden: S. Lefmann: Briefwechsel zw. F. Bopp und W. v. Humboldt, Anhang zu „Franz Bopp“, Berlin 1897.

der bürgerliche Bopp selbstverständlich seiner Excellenz dem Herrn Staatsminister von Humboldt gegenüber in gebührendem Respekt verharrete. Humboldt verwandte sich verschiedentlich bei Hardenberg für Bopps materielle Lage, und dank Humboldts Initiative wurde Bopp 1822 als Ordentliches Mitglied in die Preussische Academie der Wissenschaften aufgenommen.

Der anerkannte Vertreter der Sanskrit-Philologie in Deutschland zu jener Zeit war aber nicht Franz Bopp, sondern A. W. Schlegel. Dieser hatte 1814 in Paris Sanskrit studiert und mit „Herrn Bopp, der sich schon durch eine sprachvergleichende Schrift vorteilhaft bekannt gemacht hat . . . oft gemeinschaftlich gearbeitet“⁴⁵. Es war Schlegel, der 1820 den amtlichen preussischen Auftrag zur Einrichtung einer Druckerei für Sanskrit-Texte erhielt; der preussische Staat finanzierte auch seine Zeitschrift, die „Indische Bibliothek“, die er zunächst ohne Mitarbeiter herausgab; später hat Humboldt zwei wichtige Abhandlungen beige-steuert⁴⁶. Der europäische Ruhm Schlegels als Indologe spiegelt sich in der wachsenden Reihe von Auszeichnungen und Mitgliedschaften zu Akademien etc., wie sie sich von Heft zu Heft seiner Zeitschrift verfolgen lässt. Bopp dagegen beginnt sich erst 1827 mit der ersten (dt.) Ausgabe seiner Sanskritgrammatik, die Humboldt gewidmet ist, weiteren Kreisen bekannt zu machen.

In dem bekannten Antagonismus, der Schlegel und Bopp trennte, und der ständig verschärft wurde durch Schlegels Arroganz und Bopps Empfindlichkeit, spielt Humboldt die Rolle des Vermittlers, wobei er persönlich aber eindeutig „den armen Bopp“⁴⁷ in Schutz nimmt gegen den hochfahrenden Schlegel⁴⁸.

Etwas anders fällt seine wissenschaftliche Parteinahme aus. In seiner geistigen Haltung steht er A. W. Schlegel deutlich näher als Bopp. Was er an dessen Grammatik lobt, ist die Klarheit und die positivistische Kleinarbeit in der Darstellung der Formen und deren Erfassung in Lautgesetzen: „Die wahrhaft neue Methode, deren Einführung man grösstenteils Ihnen dankt, die Umwand-

45) Ind. Bibl. I, Heft 1, p. 8.

46) „Über die in der Skr.-Sprache durch die Suffixa tvâ und ya gebildeten Verbalformen“, Ind. Bibl. Bd. I, II (IV); „Über die Bhagavad-Gita“, Ind. Bibl. II, (V).

47) Br. an Schlegel, 11. Juni 1830.

48) Vor allem im Br. an Schlegel, 16. Juni 1829.

lungen der Sprache aufzusuchen und bis ins kleinste Detail zu verfolgen, entwickelt sich mit jeder Ihrer Arbeiten mehr und verbreitet ein helleres Licht über das Sprachstudium“⁴⁹. Ohne diese systematische Vorarbeit des positivistischen Grammatikers war jeder weitere Fortschritt in der Sprachwissenschaft unmöglich, war vor allem die anthropologisch gerichtete allgemeine Sprachvergleichung, wie sie Humboldt als Ziel vorschwebte, nicht möglich. Trotzdem würdigt er die ziemlich scharfe Kritik der Sanskrit-Grammatik in der Indischen Bibliothek, verfasst von Schlegels Schüler Ch. Lassen⁵⁰, durchaus positiv. Dessen hauptsächliche Vorwürfe hatten das Fehlen einer Akzentlehre und die Exzesse von Bopps Agglutinationstheorie betroffen. Diese Vorwürfe hielt Humboldt für sehr berechtigt⁵¹.

Bopp hatte die ganze Flexion des Sanskrit aus Agglutination erklärt; die Konjugation aus agglutinierten Personalpronomina und Hilfsverben, die Deklination aus verschmolzenen Postpositionen. Friedrich Schlegel dagegen, dessen Partei sein Bruder ergriff, hatte Agglutination und Flexion als absolute Gegensätze aufgefasst und die Sprachen danach in mechanische und organische eingeteilt, wobei er die Flexion als organische Entfaltung aus der Wurzel erklärte. Humboldts Stellungnahme zu diesem Problem, das die ganze frühe Sprachwissenschaft beschäftigte, ist sehr charakteristisch: Von Friedrich Schlegels mystizistischer organischer Entfaltung wollte er nichts wissen⁵², noch weniger von dessen prinzipieller Unterscheidung zwischen mechanischen und organischen Sprachen: „So hat es mir daher schon längst geschienen, dass jede Sprache aus einem ungeformt gebliebenen und einem durchaus geformten Teile zusammengesetzt ist“⁵³. Zwischen Agglutination und Flexion sah Humboldt keinen absoluten Gegensatz, sondern nur einen verschiedenen Grad von Formalität, welche auch in den historischen Flexionssprachen nicht vollkommen durchgedrungen war.

Andererseits aber wird nach Humboldts Ansicht durch die sprachliche Formalität aus den gegebenen Elementen synthetisch

49) Br. an Bopp, 4. April 1827.

50) Ind. Bibl. III, H. 1.

51) Vgl. Brief an Schlegel, 24. Okt. 1830.

52) Brief an Bopp, 11. Jan. 1833: „Schlegel hat in jeder Art Unrecht, da man sich bei der Entfaltung aus der Wurzel nichts deutliches denken kann.“

53) Brief an Schlegel, 1. Nov. 1821.

etwas Neues geschaffen; eine rein mechanische Zergliederung, wie sie Bopp versuchte, schien ihm daher verfehlt: „Meine Meinung ist übrigens, dass allerdings Bopp Recht hat, dass Pronomina unter den Personalendungen stecken, dass sich aber nur wenige aufzeigen lassen, und dass in dem Zustand, wie wir die Sprache überliefert erhalten haben, keine Endung darum die ist, welche sie ist, weil sie dieses oder jenes Pronomen enthält, sondern weil sie im Schema aller Personen, auf eine, mit keiner andern zu verwechselnde Weise, die ihr angewiesene bestimmte Stelle einnimmt. Dadurch ist hauptsächlich das Sanskrit... eine durchaus flectierte, ganz von Form durchdrungene (Sprache)“⁵⁴.

Die Funktion einer Form ist also für Humboldt das Wesentliche, der Platz, den sie in der innern Form einer Sprache einnimmt, nicht die historische Herkunft der Elemente, die sich in der Verwandlung zur eigentlich grammatischen Form lautlich und funktionell verwandelt haben.

Dasselbe Misstrauen gegen Bopps mechanisches Verfahren und dessen Tendenz, nur das rein Lautliche in Betracht zu ziehen, äussert sich in Humboldts Verteidigung von Grimms Auffassung des Ablauts als grammatisches Grundgesetz der germanischen Sprachen. Bopp hatte den Ablaut, da ihm im Sanskrit nur das grammatisch nicht relevante Guna zu entsprechen schien, als eine rein äusserliche Wirkung der Endungen und der Einsylbigkeit hingestellt⁵⁵. Humboldt antwortet darauf: „Sollte dies, was so durchaus wie ein organisches Gesetz aussieht, nun zufällig, und einem Einfluss von Endungen zuzuschreiben sein?... Aus einem wirklichen grammatischen Instinct formten die germanischen Nationen das Praeteritum anders als das Praesens. Sie gaben ihm bald durch Einsylbigkeit, bald bloss durch den Accent mehr Nachdruck.... Bei dieser Abänderung der Form des Worts behaupteten nun die von Ihnen entwickelten phonetischen Gesetze ihr Recht. So konnte der Vocalwechsel aus der Einsylbigkeit oder der schwachen Endsilbe, aber die Einsylbigkeit oder der starke Accent der ersten Sylbe aus dem grammatischen Gefühl entspringen“⁵⁶.

54) Brief an Schlegel, 16. Juni 1829.

55) Rezension von Grimms Dt. Gramm., s. Preuss. Jahrbücher f. wiss. Kritik, Febr. 1827.

56) Brief an Bopp, 26. Sept. 1826.

Eine phonetische Beschreibung anerkennt Humboldt nicht als Erklärung; der Laut ist für ihn niemals die bewegende Ursache im Sprachgeschehen, sondern nur eine Begleiterscheinung; alles, was in der Sprache geschieht, wird durch das „grammatische Gefühl“, durch den sprachlichen Ausdruckswillen einer Nation bewirkt. Auch das Fehlen eines grammatikalisierten Ablauts im Sanskrit ist für ihn kein stichhaltiges Argument: „Aber der ausschliesslich grammatische Charakter des deutschen Ablauts steht, wie eine Tatsache vor mir“ (das.). Hier erhebt sich deutlich die Forderung nach der Beobachtung der innern Form jeder Sprache gegen die nivellierende Sprachvergleichung Bopps.

Derselbe Gegensatz des Denkens zwischen Bopp und Humboldt tritt in etymologischen Diskussionen zu Tage. Humboldt schreibt an Bopp⁵⁷: „Über das deutsche Wort „blind“ möchte ich mir eine Bemerkung erlauben. Sie sagen, wenn man wüsste, was „bl-“ bedeutete, so könnte man „-inda“ mit dem Sanskritischen „andha“ vergleichen. Auf diese Weise läge die Stammbedeutung gar nicht in den beiden Anfangskonsonanten. Mir aber scheint gerade im Gegenteil dieselbe darin zu suchen, die natürlichere Methode. Denn in mehreren deutschen Wörtern zeigt „bl-“ als Anlaut eine Schwäche an. Ich erinnere Sie nur an blinzeln, blöde, bloss, bleich, blass usw. Ich fühle sehr gut, dass diese Art zu etymologisieren nicht positiv angewendet werden darf, da sie zu unbestimmt ist. Aber die negative Kraft, eine Etymologie abzuwehren, mit der sie in Widersprüche stände, besässe sie doch vielleicht.“

Aus solchen und ähnlichen Beobachtungen wurde weiter oben die Behauptung gewagt, Humboldt habe den Begriff der innern Form nicht zuletzt als Forderung gegen die mechanische Vergleichung Bopps erhoben⁵⁸. Auch sonst finden sich in Humboldts Werk leise Andeutungen der Abwehr der Boppschen Sprachbetrachtung, so vielleicht, wenn er im Hinblick auf die transzendente Freiheit des Menschen vor einer rein mechanischen Erklärung der Sprachentwicklung warnt⁵⁹, oder wenn er physiologische, nicht anatomische Untersuchungsmethoden fordert, da die Sprache ein Prozess sei wie das organische Leben (Steinthal p. 262).

57) 16. März 1835, vgl. auch Brief an Bopp, 30. Dez. 1830.

58) S. oben S. 26.

59) S. oben S. 15.

Es ist auch interessant zu beobachten, was in den Briefen überhaupt zur Sprache kommt: Mit Bopp werden Probleme der Textkritik erwogen, der grammatischen Analyse von Formen und Sätzen, der Transskription etc., daneben enthalten die Briefe sehr liebenswürdige persönliche Bemerkungen, die in den Briefen an A. W. Schlegel seltener sind. Mit Schlegel diskutiert Humboldt dagegen über den Gehalt von philosophischen Begriffen wie yoga, karma etc., dann ganz allgemein über indische Literatur, vor allem über die Bhagavad-Gita; bei rein sprachlichen Fragen geht es auf beiden Seiten um Bedeutung und Funktion sprachlicher Elemente, die in den Briefen an Bopp nur als Opposition zu dessen Ansichten zur Sprache kommen. Es wird deutlich, dass Bopps positivistische Leistungen, bei aller hoher Anerkennung, die Humboldt dafür empfand, in seinen Augen im wesentlichen Vorarbeit waren, als solche unentbehrlich, und von Schlegel nicht mit der notwendigen Gewissenhaftigkeit geleistet, aber trotz allem nur die Grundlage bildend für die eigentliche Sprachforschung und Sprachvergleichung, die er im Begriff der innern Form der Sprache als Programm und Forderung aufgestellt hat. Die Sprachwissenschaft des späteren 19. Jahrhunderts war aber mit dieser Vorarbeit, der positivistischen Verarbeitung des idg. Sprachenmaterials so sehr beschäftigt, dass sie „die eigentliche Erforschung der Sprache, das Streben nach Begreifung“, die doch selbst Bopp „auch wichtig für das Historische“ gehalten hatte⁶⁰, aus den Augen verlor.

Ein Einfluss Humboldts auf Bopp ist, trotz der Widmung der Sanskritgrammatik, trotz der verschiedenen, sehr respektvollen Erwähnungen seines Namens darin, nicht zu erkennen. Es verhält sich bei Bopp bereits so, wie es Delbrück für das ganze 19. Jahrhundert festgestellt hat⁶¹: „Man verbeugt sich in der Vorrede vor dem grossen Meister und verfährt im übrigen nach alter Weise“⁶².

60) Bopp an Humboldt, Entwurf, Lefmann Nr. 66.

61) Vgl. Syntax der idg. Sprachen, Einl., p. 46.

62) Ernst Cassirer „Philosophie der symbolischen Formen“, 1. Teil, p. 106, schliesst aus diesen Zitaten meiner Ansicht nach zu Unrecht auf eine Beeinflussung Bopps durch Humboldt.

III. Das Ziel der Sprachwissenschaft bei Wilhelm von Humboldt

Für Humboldt wurde die Entdeckung der Sprachwissenschaft zu einer existentiellen Frage; Sprachwissenschaft steht in seinem Leben in einem grösseren Zusammenhang, sie wurde von ihm in einem schicksalshaften Moment seines Lebens entdeckt als der einzige Weg zur Lösung seiner philosophisch-metaphysischen Grundfrage⁶³.

Der junge Humboldt hatte das Terenzsche Motto als Wahrspruch übernommen: *Homo sum, humani nihil a me alienum puto*⁶⁴, und in den Berlinerjahren vor seiner Heirat auch kräftig in Wirklichkeit umgesetzt⁶⁵. In dieser Zeit interessierte er sich für Lavaters Physiognomik, er suchte berühmte Persönlichkeiten kennenzulernen und übt in seinen Briefen und Tagebüchern mit Vorliebe Selbstanalyse und Selbstkritik; gleichzeitig bildet er seine diplomatischen Fähigkeiten, mit Menschen umzugehen, aus: er erwirbt sich „Kenntnis des Menschen“⁶⁶ im Sinne der Psychologie. Tastend sucht er ein eigenes Tätigkeitsfeld, beschäftigt sich mit Übersetzungen aus dem Griechischen⁶⁷, mit Philosophie und mit ästhetischen Versuchen⁶⁸, er entwirft Pläne über eine Darstellung des griechischen Geistes,

63) Wenn hier noch kurz auf die Bedeutung der sprachwissenschaftlichen Tätigkeit für Humboldts persönliches geistiges Schicksal hingewiesen wird, so geschieht es nicht im Sinne E. Howalds („W. v. Humboldt“, Zürich 1944), der Humboldts Sprachwissenschaft überhaupt nur diese ganz persönliche Bedeutung zugestehen will: „In der Hauptsache ist und bleibt seine Sprachphilosophie doch ein Kapitel seiner inneren Biographie.“ (p. 122.) Seine Ideen „entbehren daher der Verpflichtung für andere; sie können nicht auf ihre Richtigkeit hin nachgeprüft werden; sie können nicht bewiesen oder widerlegt werden. Sie verlangen Glauben. Es ist darum ohne weiteres verständlich, dass die Sprachphilosophie Humboldts keine eigentlichen Folgen, keine produktive Weiterführung hatte ... sie steht isoliert und nachfolgelos da.“ (p. 120.) Dieser irrigen, jedoch weit verbreiteten und durchaus nicht neuen Auffassung tritt schon August Friedrich Pott mit einem ganzen Katalog von Namen von Sprachforschern entgegen, die alle von Humboldt beeinflusst worden seien, einer Liste, in der sich die glänzendsten Namen der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts finden. („W. v. Humboldt und die Sprachwissenschaft“, p. 32, Berlin 1876.) Den Bestrebungen, Humboldt aus diesem pietätvollen Nimbus zu lösen und in ihm den grossen Linguisten zu sehen, dessen Ideen bis heute ihre Wirkung auf die praktische Sprachforschung nicht verloren haben, versucht auch dieser erste und (teilweise) der dritte Teil dieser Arbeit zu dienen.

64) S. R. Haym „W. v. Humboldt“, Berlin 1856, p. 15.

65) Vgl. Briefe an K. G. v. Brinkmann, Ed. Leitzmann, Leipzig 1939.

66) Vgl. Brief an Goethe, Frühjahr 1798.

einer Charakterisierung des 18. Jahrhunderts, die alle in den Ansätzen stecken bleiben. Bald aber dreht er den Satz von Goethe (und Pope) um: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch“⁶⁹ und fasst den Plan einer vergleichenden Anthropologie. Gewachsen war die Idee unter dem Eindruck des andersartigen französischen Nationalcharakters, den er in Paris⁷⁰ kennengelernt hatte. Die Darstellung dieses Nationalcharakters sollte eine erste Etappe im Gesamtplan der vergleichenden Anthropologie werden.

In den Tagebüchern der Pariserzeit (Bd. XIV, XV) kann man verfolgen, wie er die Individualität der französischen Nation, die er zunächst als starken Eindruck einfach erlebte, in Einzelzügen zu fassen sucht. Er beobachtet französische Sitten, soziale Verhältnisse, Architektur, Theater, Philosophie sowie Physiognomien und Topographie des Landes. Bereits in der Aufzeichnung dieser verschiedenartigen Materialien wird eine Methode sichtbar, die später seine Sprachwissenschaft von Grund auf bestimmen wird: er sucht überall das Individuelle einer Nation zu fassen, er geht, bereits im Gegensatz zur Aufklärung, von der er ja herkam, auf die „Verschiedenheiten“ aus.

Aber noch verzweifelt er daran, die spezifisch französische Eigenart, die er in allen Äusserungen des Lebens und des Geistes intuitiv erfasst, konkret und deutlich darzustellen. Im Bemühen darum ist er aber zu einer völlig klaren Problemstellung gelangt, die er Goethe in einem Brief aus Paris auseinandersetzt: „Ehe ich mit meinem Begriff eines Nationalcharakters zufrieden bin, muss ich also etwas finden, das ebensowohl mit der gewöhnlichen Wirksamkeit als mit den fehlerhaften Ausartungen und den gelungensten Energien übereinstimmt, etwas Gemeinsames, das ich in allen einzelnen Teilen der menschlichen Beschaffenheit und Tätigkeit als sich selbst gleich wiedererkenne; etwas endlich, das sich mit jeder Art individueller Charaktere verträgt, aber jeden so modifiziert, dass dadurch alle eine allgemeine Ähnlichkeit erhalten“ (a. a. O. p. 47).

67) Vgl. Übers. Pindarischer Oden, Ges. Werke Ed. Alex. v. Humboldt 1841-52, Bd. 2.

68) „Über die männliche und weibliche Form“ (I), „Über Goethes Hermann und Dorothea“ (II), 1797 u. a.

69) „Wahlverwandtschaften“, 2. T., Kap. 7.

70) Seit 1797.

Diese Sätze scheinen beinah eine Vexierfrage zu sein, die auf den Schlüssel „nationale Sprache“ hindeuten; aber Humboldt braucht noch fast fünf Jahre bis zur Lösung des Problems, das er sich so klar gestellt hat. Auf der spanischen Reise und seinem ersten Aufenthalt in den baskischen Pyrenäen gilt seine Aufmerksamkeit noch vorwiegend den äusseren Erscheinungen des Nationalcharakters; er beobachtet Physiognomie und Temperament der Leute, Volksbräuche, Hausbau, zeichnet auffallende Geräte in sein Tagebuch, vergleicht den Charakter der Natur mit der Eigenart der darin lebenden Menschen — von Sprache zunächst kein Wort. Allein sein Interesse muss doch bereits wach geworden sein, denn um der Aufnahme sprachlicher Proben des Baskischen willen reist er zum zweiten Mal, ohne die Gattin, in die Pyrenäen zurück. Erst in Italien (1803) findet er den Weg zur Lösung der Frage, die sich seit seiner Jugend immer klarer herauskristallisiert hat: Was ist eine Nation? Wo lässt sich die Quelle aller nationalen Verschiedenheiten fassen? Was ist der Sinn dieser Verschiedenheiten? In Rom entdeckt er die Sprache als „Vehikel“, „um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren“⁷¹.

Zur Zeit dieser Entdeckung lagen aber verschiedene philosophische Erkenntnisse vorbereitet in seinem Geist, die jetzt plötzlich in reifer, endgültiger Form hervortreten. In seinen Briefen an die Gattin⁷² vor allem spiegelt sich das Ringen Humboldts um die Form seines metaphysischen Weltbildes; als Sohn der Aufklärung steht er den historischen Kirchen wie dem Mystizismus der Romantik fremd gegenüber. Im Rom hat er sich zu einem Glauben durchgerungen, den man einen transzendentalen Humanismus nennen könnte. Humboldt schreibt an Brinkmann⁷³: „... dass ich davon getrieben werde... auf eine Einheit, in der aller Begriff von Zahl, alles Entgegensetzen von Einheit und Vielheit untergeht. Diese Einheit Gottheit zu nennen, finde ich abgeschmackt, weil man sie so ganz unnützerweise aus sich hinauswirft... Diese Einheit ist die Menschheit, und die Menschheit ist nichts anderes als ich selbst... Es ist nur, als wenn jede Facette eines künstlich geschliffenen Spiegels

71) Brief an F. A. Wolf, 16. Juni 1804, Ed. Werke Alex. v. Humboldt, Bd. V.

72) Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen, Ed. A. v. Sydow, Bd. II.

73) 22. Okt. 1803.

sich für einen abgesonderten Spiegel hielte... Es wird einmal eine Veränderung kommen, wo dieser Irrtum schwinden und wie Schuppen vom Auge fallen wird. Mehr lässt sich nicht sagen, und mehr sollte keine Metaphysik sagen. Aber dass die Menschheit auch numerisch nur Eins ist, und dass sie gar nicht das ist, was wir sehen, sondern nur, was einige Wenige ahnden... das ist gewiss, und dies sind für mich die unzerstörbaren Grundsäulen aller Metaphysik.“ In der empirischen Welt von Raum und Zeit erscheint die Menschheit gespalten in die Individualitäten der Nationen und der Einzelnen: „Die Nation ist ein Wesen sowohl, als der Einzelne“ (Steinthal p. 227). Die Entwicklung der Menschheit geht nur über das Individuum; jede Nationalität bedeutet einen Weg zur Erreichung des gemeinsamen Zieles, nämlich „der freien Entwicklung innerlicher Kraft“ (VI, p. 38), „die Weltgeschichte ist daher und in dem geteilten irdischen Dasein nur die uns sichtbare Auflösung des Problems, wie... die in der Menschheit begriffene Fülle und Mannigfaltigkeit der Kraft nach und nach zur Wirklichkeit kommt“ (III, p. 353).

Vor dem Hintergrund dieser Metaphysik wird Humboldts ganzes Leben und Denken durchsichtig: Ausbildung der eigenen Persönlichkeit ist nicht egoistischer Epikuräismus, wie er sich selbst von Zeit zu Zeit vorgeworfen hatte, sondern ist Dienst an der Menschheit; die Erkenntnis des Wesens der Menschheit geht nur über die empirische Kenntnis der nationalen Individualitäten, die sich in den Sprachen verkörpern. Hier liegt der tiefere Grund, warum sich Humboldt gerne mit exotischen Sprachen beschäftigt hat, und nicht, wie man⁷⁴ auch schon vermutet hat, in der Neugier des 18. Jahrhunderts für „Kuriositäten“: Humboldt wollte möglichst verschieden geschliffene Facetten des Einen Spiegels Menschheit kennenlernen, er wollte die Menschheit in ihren extremen Erscheinungsformen kennen, um sie in ihrem Wesen zu verstehen.

Sprachwissenschaft, auf der Grundlage umfassendster Sprachvergleichen ist für Humboldt daher nicht ein Forschungsgebiet unter andern, sondern, weil die Sprache den „Geist der Nationen“ in seiner Totalität, von den elementarsten Lebensäußerungen bis zur Metaphysik, seine Geschichte seit der fernsten Vergangenheit leben-

74) Nils Svanberg „W. v. Humboldt und die Sprachforschung unserer Zeit“, Upsala 1936, p. 179.

dig verkörpert, darum ordnet sich die Sprachwissenschaft „dem höchsten und allgemeinen Zweck des Gesamtstrebens des menschlichen Geistes unter, dem Zweck, dass die Menschheit sich klar werde über sich selbst und ihr Verhältnis zu allem Sichtbaren und Unsichtbaren um und über sich“ (VI, p. 6).

Aus diesem metaphysisch-anthropologischen Interesse heraus entdeckt Humboldt als erster die reale Verschiedenheit der Sprachen und der Nationen, wie es oben angedeutet wurde (S. 10 ff.). Aus der Erfahrung der so total verschieden scheinenden Verfahrensweisen, die jede neue Sprache ihm brachte, wurde er von selbst zu der Frage geführt, was denn das Gemeinsame all dieser Erscheinungsformen sei, d. h. er wandte seine Aufmerksamkeit dem Phänomen der Sprache als solcher zu. Diese Fragestellung war natürlich nicht neu; sie hat seit der Antike beinahe alle Philosophien in irgendeiner Hinsicht beschäftigt. Allein früher wurde darüber nur spekuliert, es wurden immer die Gegebenheiten der europäischen Sprachen als Bedingungen der Sprache überhaupt aufgefasst. Von diesem europäischen Vorurteil hatte sich Humboldt befreit. Aber, anders als die moderne Sprachpsychologie, stellte Humboldt die Frage nach dem Wesen der Sprache wieder im Sinne der vergleichenden Anthropologie: er fragt nach der existentiellen Funktion, welche die Sprache als solche im Bewusstsein des Menschen und der Nationen innehat. Die Erkenntnisse, die er aus dieser Fragestellung erlangte, können hier nur angedeutet werden: in diesem Zusammenhang stehen seine Ausführungen über das Verhältnis von Sprache und Denken, über das Verhältnis von Sprache und Sprechen, über die Sprache als Weltansicht einer Nation.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Idee der innern Form der Sprache. Die Idee der Form als aktivem Prinzip des Lebens und des Geistes war schon vor der Entdeckung der Sprachwissenschaft voll ausgebildet: „Je mehr Stoff er in Form, je mehr Mannigfaltigkeit er in Einheit verwandelt, desto reicher, lebendiger, kraftvoller, fruchtbarer ist (der Mensch)“ (I, p. 385). Die Idee der Form als ästhetisches Gesetz hatte er in den Aufsätzen seiner Jugend entwickelt: „Über die männliche und weibliche Form“ (1795), „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur“ (1794) etc., in denen allen noch kein Wort von Sprache vorkommt. „Leben heisst durch eine geheimnisvolle

Kraft eine Gedankenform in einer Masse von Materie als Gesetz, herrschend erhalten. In der physischen Welt heisst diese Form und dies Gesetz Organisation, in der intellektuellen und moralischen Charakter“ (III, p. 355).

Form als Überwindung der rohen Materie ist für Humboldt also eine ästhetische, eine intellektuelle und eine ethische Forderung. Das Streben nach Form bestimmt auch ganz unmittelbar sein Lebensgefühl. So schreibt er an Goethe angesichts der Pyrenäen: „Auf meine Einbildungskraft wenigstens wirkt nichts so schrecklich, als die rohe Masse, ohne Leben, ohne Organisation, ein blosser Haufe formlosen ungebildeten Stoffes — Gebirge, das weite unfruchtbare Meer“ (28. Nov. 1799). Dieses elementare Bedürfnis nach Form war es wohl auch, das ihn im Alter trieb, seine einsamen Meditationen nicht in einem Tagebuch hinzuwerfen, sondern sie in Sonette zu fassen, die nicht sowohl dichterische Kunstwerke sein wollen, als geformte Gedanken. Die Form in der Sprache ist also nur die spezielle Anwendung von Humboldts existentielltem Formerlebnis — was umgekehrt die alles beherrschende Macht dieser Idee in seinem sprachlichen Forschen und Denken erklärt.

Mit dieser Idee der Form als Gesetz und Aufgabe zugleich, Gesetz der Natur und des Lebens, Aufgabe des Geistes und der ganzen Menschheit, berührt sich Humboldt aufs engste mit Goethe. Rudolph Haym in seiner grossen Humboldtbiographie stellt selbstverständlich auch die biographischen Beziehungen Humboldts zu Goethe dar, aber das Hauptgewicht liegt auf dem persönlichen und geistigen Einfluss, den Kant und Schiller auf Humboldt ausgeübt haben. Es gelingt Haym auch, zahllose z. T. wörtlich von Kant und Schiller übernommene Elemente in Humboldts Philosophie nachzuweisen; allein er braucht doppelt soviel Raum, um die Veränderung darzustellen, die diese übernommenen Kategorien und Begriffe im Geiste Humboldts erfahren haben. Die Liste der z. T. wörtlichen Übernahmen liesse sich beliebig vermehren durch einen Vergleich mit den Werken von Hamann, Herder, Friedrich und August Wilhelm Schlegel u. a., aber alle diese fremden Elemente haben sich in ihrer Bedeutung grundlegend verändert durch ihren Eintritt in den nur Humboldt angehörigen geistigen Zusammenhang. Wenn irgendwo die Aussichtslosigkeit

der positivistischen Forschung nach Einflüssen und Beziehungen offensichtlich wird, so bei Humboldt.

Dagegen fällt nach der ersten flüchtigen Betrachtung von Humboldts Leben und Werk die Verwandtschaft mit Goethe in die Augen. An die Metamorphosenlehre fühlt man sich erinnert, wenn man sich die Humboldtsche Idee der Form als wirkende Kraft, Gesetz und Ergebnis zugleich vergegenwärtigen will. Es handelt sich aber nicht um irgendwelche Beeinflussung, sondern um geistige Verwandtschaft, welche wahrscheinlich in dem gemeinsamen neuplatonischen Erbe zu suchen ist. Dass die Idee der „inneren Form“ in ihrer antithetischen Stellung zu „Stoff“, „Materie“ mit dem neuplatonischen Denken zusammenhängt, wurde eingangs angedeutet. In denselben geistesgeschichtlichen Zusammenhängen steht ja auch Goethes „Typus“ und seine „Urpflanze“. Dem Problem kann hier nicht weiter nachgegangen werden, es sollte nur einmal als Aufgabe gestellt werden.

Die beste Umschreibung für Humboldts Idee der Form, die von verschiedenen Seiten her zu verstehen dieser Abschnitt versucht hat, ist wohl Goethes „Epirrhema“:

„Nichts ist drinnen, nichts ist draussen;
Denn was innen, das ist aussen.
So ergreift ohne Säumnis
Heilig öffentlich Geheimnis.“

JACOB GRIMM

1785—1863

In unserm Versuch, Wilhelm von Humboldts Auffassung der Sprache nahezukommen, ist seine Idee der „inneren Form“ der Sprache in das Zentrum der Betrachtung gestellt worden. Das Genus und die Vorstellung, die Humboldt damit verband, lieferte uns gleichsam die Illustration zu seinen theoretischen Ausführungen, zeigte an einem Beispiel die Art und Weise, wie sich diese philosophische Idee der inneren Form in der Praxis der Sprachforschung auswirken konnte. Obwohl Humboldt in genialer Weise gewisse Erkenntnisse der ursprünglichen Genusverhältnisse des Indogermanischen vorweggenommen hat, wie S. 16 ff. gezeigt wurde, spielt in seinem Werk die praktische Einzelforschung auf diesem Gebiete sozusagen keine Rolle.

Bei Jacob Grimm ist die Situation gerade umgekehrt. Sprachphilosophisches Denken und Formulieren von „Prinzipien der Sprachwissenschaft“ lag ihm in keiner Weise. Er selbst empfand dies durchaus nicht als einen Mangel, wohl weil ihm theoretische Grundlegung in der Sprachwissenschaft identisch war mit der aprioristischen normativen Sprachphilosophie und Grammatik: „Allgemeinlogischen begriffen bin ich in der grammatik feind; sie führen scheinbare strenge und geschlossenheit der bestimmungen mit sich, hemmen aber die beobachtung, welche ich als die seele der sprachforschung betrachte“ (Vorrede Dt. Gramm. I, 2. Aufl. p. VI). Daher steht in Jacob Grimms Werk eine ungeheure Sammlung von Materialien meist einer auf kleinsten Raum beschränkten theoretischen Grundlegung gegenüber. Das ergab sich schon aus seiner Arbeitsweise, die er selbst in verschiedenen Briefen schildert, wonach er, einem nur ungefähr vorgefassten Plane folgend, Bogen auf Bogen unmittelbar in die Druckerpresse geschrieben habe. Man sehe darauf hin Grimms „Einleitungen“ und „Schlussbemerkungen“ an, in den verschiedensten Werken, welche alle zu einer prinzipiellen Formulierung ansetzen, um sich sofort wieder in neuen Beispielen und Belegen zu verlieren.

So sind auch Jacob Grimms theoretische Äusserungen über das grammatische Geschlecht ausserordentlich spärlich, obwohl ihn das Problem so sehr fesselte, dass er ihm die Hälfte des 3. Bandes der Deutschen Grammatik widmete, ganz abgesehen von der syntaktischen Behandlung des Genus im 4. Bande und den zahllosen Einzelbemerkungen, die sich in beinah allen sprachlichen Werken und Aufsätzen finden.

Das alles bedeutet aber nicht, dass Jacob Grimm nicht auch von ganz bestimmten geistigen Voraussetzungen ausgegangen ist; denn wirkliche Forschung ist nur möglich aus dem Impuls schöpferischer Ideen. Aber diese Ideen wurden von Grimm nicht theoretisch formuliert, ja, sie sind ihm wohl z. T. gar nicht vollständig bewusst geworden; sie haben aber seine Forschung befruchtet, die Auswahl und Ordnung des Materials beeinflusst, die Auffassung und Lösung der Einzelprobleme bestimmt; sie haben dem ganzen Lebenswerk trotz der Verschiedenheit der wissenschaftlichen Gegenstände den unverkennbaren Stempel der Persönlichkeit Jacob Grimms aufgedrückt.

Die folgende Betrachtung soll versuchen, die Grundzüge der Grimmschen Sprachauffassung herauszuschälen, und zwar, der Methode Grimms selbst folgend, auf Grund des Genuskapitels im dritten Band der Deutschen Grammatik.

I. Das Genus-Kapitel in der Deutschen Grammatik ⁷⁵

Grimms Untersuchung ist in grossen Zügen folgendermassen aufgebaut:

1. „Natürliches Genus“
 durch verschiedene Wurzeln durch Motion ausgedrückt
2. Personifikation
3. „Grammatisches Genus“
 „sinnlicher gegenstände“ „abstracter gegenstände“
 (nach der Bedeutung angeordnet) (nach der Form angeordnet)

⁷⁵) Das Genus wird erwähnt in: Dt. Gramm. (Neudruck, Berlin 1870—1898), Bd. I, p. 724—25, 749 Fussn. Bd. II, p. 86, Fussn. Bd. III, p. 307—551, Bd. IV, p. 313—36, 551, 1223 Gesch. d. dt. Spr. (3. Aufl., Leipzig 1868), p. 179, 191, 694 Kl. Schriften I, p. 288, Bd. II, p. 373, Bd. III, p. 349 ff.

Es kann sich in dieser Betrachtung nun nicht darum handeln, die historischen Verdienste Jacob Grimms darzulegen und pietätvoll das Lob nachzusprechen, das ihm grosse Sprachforscher mit vollem Recht gezollt haben, sondern es geht hier um das Verständnis der eigentlichen Genus- und damit Sprachauffassung Grimms, und das ist ohne ausscheidende Kritik nicht möglich. Ein späterer Abschnitt wird gerade auf Grund dieser kritischen Analyse die bleibenden Verdienste Grimms in der Genusforschung würdigen. Es soll zunächst ein vorwiegend beschreibender Gang durch die ganze Genusabhandlung angetreten werden; die einzelnen Beobachtungen werden zwar an Ort und Stelle erörtert und kritisiert, aber die Schlüsse aus den gesammelten Beobachtungen werden im Zusammenhang am Ende des ersten Abschnittes gezogen. Die einzelnen Abschnitte folgen im allgemeinen der Reihenfolge bei Grimm.

A. „Natürliches Genus“

Diese Grimmsche Überschrift weist bereits auf eine Begriffsunklarheit hin, die das ganze oben aufgestellte Schema verrät. In einer Fussnote der Einleitung (p. 307) bedauert Grimm selbst den Doppelsinn des deutschen Wortes „Geschlecht“, der die schwerfällige Umschreibung „Grammatisches Geschlecht“ und „Natürliches Geschlecht“ notwendig mache, und wünscht, das dem lat. *genus* entsprechende got. *kuni*, ahd. *chunni* verwenden zu können, um „Geschlecht“ auf *Sexus* zu beschränken. Es wird sich in der Folge zeigen, dass die Vermischung der beiden Bedeutungen von „Geschlecht“, der sprachlichen (*Genus*) und der aussersprachlichen (*Sexus*), bei Grimm in einem grösseren Zusammenhang steht.

Die Geschlechtsbezeichnung durch verschiedene Wurzeln (Typus Stier-Kuh) „scheint die älteste und vollkommenste, weil sie der sinnlichen individualität das meiste einräumt. Die unterscheidungen: mann, frau, kind; ochse, kuh, kalb; hund, zocke, welf sind unstreitig viel lebendiger, als wenn sie durch blosser ableitung und motion der nämlichen wurzel bewirkt worden wären“ (p. 327).

Der Ausdruck der natürlichen Geschlechtsgegensätze mit verschiedenen Worten hat mit der sprachlichen Kategorie des *Genus* nicht das geringste zu tun, er scheint den meisten Sprachen eigen, während nur wenige ein Klassensystem von der Art des idg. *Genus*

aufweisen. Von einer genus-losen Sprache aus gesehen sind Wörter wie „Stier“, „Kuh“ keine gegensätzlichen Begriffe, sondern unabhängige Ausdrücke, so wie im Deutschen „Rind“ nicht ein Gegensatzbegriff ist zu „Kuh“, sondern nur eine Altersstufe zwischen Kalb und milchgebender Kuh ausdrückt. In einer genus-losen Sprache werden in Wörtern für „Stier“, „Kuh“ bestimmte Merkmale festgehalten, ähnlich wie in dt. „Schimmel“, „Fuchs“, wobei die realen Sexusverhältnisse keinerlei Priorität vor andern Eigenschaften oder Unterschieden besitzen. Der Ausdruck der natürlichen Geschlechtsverhältnisse hat an sich noch nichts mit einem Genus zu tun.

Gerade diese Bezeichnung des Sexus mit ganz verschiedenen Wörtern nennt Grimm aber „die vollkommenste art des ausdrucks“ des „natürlichen genus“ (p. 315). Was nun unter der Überschrift „Geschlecht durch verschiedenheit der wurzel bezeichnet“ folgt, ist ein Ansatz zu einer „kleinen synonymik“ (Vorrede Bd. III p. VI) der Ausdrücke für den Menschen und die wichtigsten Säugetiere, eine Aufstellung, die an sich nichts mit dem Genus zu tun hat, und zu deren Übersichtlichkeit es nur fehlt, dass bei den Tiernamen die Gruppierung nach dem Sexus aufgegeben würde zugunsten einer vollständig von der Sache ausgehenden Zusammenstellung, dass also die Kuh zusammen mit dem Stier und Rind aufgeführt würde, und nicht unter „Femina“ zusammen mit Henne.

B. Motion

Die formalen Einzelheiten der Motion (Typus hano-henna) können übergangen werden, da sie naturgemäss meist überholt sind. Zu beachten ist, dass die Anordnung formalen Gesichtspunkten folgt, nach movierenden Vokalen und Suffixen eingeteilt ist, aber dennoch ausschliesslich Wörter für Wesen natürlichen Geschlechts erfasst, während die wenigen Fälle wie tan-tanne, steinsteinna, die nicht dem Ausdruck des Sexualgegensatzes dienen, erst unter einem ganz andern Abschnitt erscheinen, obwohl sie formal hierher gehören. Es geht also auch hier, wie bei der Bezeichnung durch verschiedene Wurzeln, Grimm um die Frage: wie wird der Sexusgegensatz in der Sprache zum Ausdruck gebracht?

C. Die „Grimmsche Genus-Theorie“

Das eigentliche grammatische Geschlecht beginnt nach Grimms Auffassung dort, wo das natürliche Geschlecht auf ungeschlechtliche Gegenstände und Begriffe übertragen erscheint. „Das grammatische genus ist demnach eine in der phantasie der menschlichen sprache entsprungene ausdehnung des natürlichen auf alle und jede gegenstände“ (p. 343). In den einleitenden Sätzen zu dem Kapitel „Grammatisches Genus“ liegt das Wesentlichste von dem, was als „Grimmsche Genustheorie“ den Zorn der Junggrammatiker und das Lob der Grimm folgenden Sprachforscher hervorgerufen hat (Pott, Roethe, Wackernagel u. a.).

Diese Auffassung ist aber nicht etwa Grimms Erfindung, sondern sie ist beinah allen Grammatikern seit Protagoras eigen, auf den die Bezeichnung der Genera als männlich, weiblich und neutral zurückgeführt wird; diese Auffassung wird schon in den „Wolken“ des Aristophanes parodiert, sie lag auch der Grammaire raisonnée und ihrem Protest gegen den Unsinn des grammatischen Geschlechts zugrunde⁷⁶. Allein es war Jacob Grimm, der als erster der modernen Sprachforscher diese These aufgriff und, sich nicht nur auf allgemeine Überlegungen beschränkend, sie zur Grundlage empirischer Forschung machte. Darum heisst sie nicht zu Unrecht in der Geschichte der Sprachwissenschaft die „Grimmsche Genus-Theorie“.

„Woher diese kühne anwendung eines in der geschaffenen natur offen und geheim waltenden unterschieds auf andere dinge und vorstellungen?“ (p. 342). Die Frage, warum in den idg. Sprachen ein Genus überhaupt entstanden ist, löst Grimm so wenig wie die moderne Forschung; aber im Gegensatz zur vernunftgläubigen Aufklärung wie zum Materialismus der Junggrammatiker anerkennt Grimm in echt historischer Einstellung ein Phänomen, das als Zeuge einer andern geistigen Verfassung auf uns gekommen ist: „Es muss ein tiefes bedürfnis dagewesen sein...“ (p. 342). Eine andere Antwort gibt auch die neuere Forschung nicht⁷⁷. Im übrigen nimmt Grimm das Gegebene einfach hin und geht sofort zu der

76) Geschichte der Genustheorie s. J. Wackernagel „Vorlesungen über Syntax“, 2. Reihe, 2. Aufl., p. 1 ff., Basel 1928; G. Royen, a. a. O., Einleitung; Jelinek IF 19, p. 295 ff.

77) Vgl. 3. Teil dieser Arbeit.

konkreten Anwendung seiner Anschauung über und damit zu der Frage: Wie und nach welchen Gesichtspunkten verteilen sich in der deutschen Sprache die Substantiva auf die drei Genera?

D. Der Bedeutungsbereich der einzelnen Genera

Der eigentlichen Untersuchung vorangestellt wird eine Charakterisierung der drei grammatischen Geschlechter, gleichsam als Massstab, der bei der empirischen Forschung angelegt werden soll. Aber diese Merkmale sind — selbstverständlich für Grimm — nicht aprioristische Kategorien, sondern sie stammen aus seiner Anschauung und sprachlichen Erfahrung, worauf schon die komparativische Form der Merkmale hinweist: „Das masculinum scheint das frühere, grössere, festere, sprödere, raschere, das tätige, bewegliche, zeugende; das femininum das spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfangende; das neutrum das erzeugte, gewirkte, stoffartige, generelle, unentwickelte, collective“ (p. 357)⁷⁸.

Ausser dieser allgemeinen Abgrenzung ihrer Bedeutung stehen die drei Genera für Grimm aber auf verschiedenen Rangstufen: „Obgleich die drei geschlechter schon in den ältesten denkmälern deutscher sprache und weit über unsere geschichte hinaus als etwas vorhandenes tiefeingewurzelt gesetzt werden müssen, wird hierdurch nicht die wahrnehmung ausgeschlossen, dass sich das masculinum als das lebendigste, kräftigste und ursprünglichste unter allen darstellt. Folgende gründe sprechen dafür . . .“ (p. 309). Es folgen formale und syntaktische Belege, die so zusammengefasst werden: „Strenger konsonantismus, rascher vokalgang und grössere bildungstätigkeit bestimmen hiernach den rang des masc. vor dem fem., das jenen konsonanten vokale, jenen kurzen vokalen lange entgegengesetzt und mehr leidender natur ist“ (p. 311). Wie eng die Beziehung des grammatischen Masculinum zum grammatischen Femininum an die Beziehung Mann-Frau angelehnt wird, zeigt ein Beispiel: Im Zusammenhang mit Wortpaaren wie ahd. zein-zeinna (= Zweig-Korb) bemerkt Grimm: „Wenn man auch hierin keine

78) Ganz ähnliche Klassenmerkmale finden sich schon bei J. Ch. Adelung „Umständliches Lehrgebäude der dt. Sprache“, Leipzig 1782, p. 344 ff., sowie bei den antiken Grammatikern.

bestärkung der mythe, dass die frau aus dem mann geschaffen worden ist, finden mag, so lässt sich doch selbst aus diesem zug der sprache die abhängigkeit des weibes von dem mann folgern“ (p. 345).

Aus dieser sexualistischen Genusauffassung heraus muss Grimm auch für das Neutrum ein natürliches Vorbild annehmen, was er nach einem gewissen Zögern auch tut: „Es scheint bedenklich, ob man auch schon dem neutrum, das in dem grammatischen genus eine so grosse rolle spielt, natürlichen anfang zuschreiben könne, mit andern worten, ob sein ursprung in dem begriff von foetus oder proles lebendiger geschöpfe gesucht und daraus eine übertragung auf andere wörter geleitet werden dürfe? Ich bin dazu geneigt, weil ich mir sonst die entstehung des grammatischen neutrums gar nicht zu erklären weiss, da es schwer zu begreifen wäre, warum man nicht alle jetzt neutrale wörter dem grammatischen masc. oder fem. überwiesen haben sollte, wie in der tat auch einige sprachen tun“ — hier denkt Grimm offenbar an das Hebräische — „wenn nicht schon ein entwickeltes natürliches neutrum dazu genötigt hätte“ (p. 314). In der Tatsache, dass die Deklinationsformen des Neutrum sich als Mischung der Formen des Masc. und Fem. darstellen, sieht Grimm einen Beweis und eine Illustration seiner Vorstellung vom Neutrum als dem Gezeugten, dem Jungen, in dem sich die Eigenschaften der Eltern mischen⁷⁹. Dieser Vorstellung gemäss ist für Grimm das Neutrum auch chronologisch das Zuletztgekommene, und einen Beweis dafür sieht er in der unvollständigeren Flexion, d. h. der Gleichheit von Nom. und Acc., welche er als Degeneration der älteren Vollkommenheit des Masculinum ansieht, weil er ja ganz allgemein für höheres Alter grössere Regelmässigkeit in Anspruch nimmt. Humboldt hatte aus dieser Gleichheit von Nom. und Acc. gerade den gegenteiligen Schluss gezogen, dass nämlich das Neutrum „noch halb Wurzelwort sei“ und somit den ältesten Schichten der idg. Sprachen angehöre, da Humboldt ja in der Sprachentwicklung einen Aufstieg, nicht einen Zerfall sieht (s. oben S. 20 u. S. 15). Hier zeigt sich an einem kleinen Beispiel, wie unmittelbar die Bewertung sprachlicher Tatsachen von der Sprachauffassung des Forschers bestimmt wird.

79) S. auch Ursprung d. Spr. (Kl. Schr. I, p. 289) „... ein aus beiden erzeugtes neutrum sich aber in die eigenheiten beider teilt.“

Grimm war die Auffassung des Neutrum als des Leblosen, Unpersönlichen nicht unbekannt, er erwähnt sie in einer Fussnote im 4. Band der Dt. Grammatik: „Grotefend im Gött. gel. anz. 1838, p. 423: in den europäischen sprachen herrschte ursprünglich nicht sowohl männliches und weibliches, als persönliches und sächliches geschlecht; das persönliche teilte sich ziemlich spät in männliches und weibliches, und der plural des sächlichen wurde zum weiblichen umgebildet. — Aber vielmehr scheint das neutrum aus masc. und fem. erwachsen zu sein“ (p. 313).

Die Theorie von Meillet⁸⁰ entspricht im grossen und ganzen dieser von Grotefend geäusserten Vermutung, aber Grimm, von seiner sexualistischen Genusanschauung aus, konnte diese Theorie nicht annehmen, um so weniger, als sich innerhalb der germanischen Sprachen sozusagen keine Beweise dafür finden liessen. Immerhin beobachtet Grimm bei der Durchmusterung seiner Materialien auch andere Bedeutungsnuancen des Neutrum als diejenige des unentwickelten Geschlechts: seine Beziehung zum Kollektiven, zum Diminutiven, zum Pejorativen etc.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die Charakterisierung der drei Genera in engster Analogie an die Verhältnisse der natürlichen Geschlechter anschliesst. In ihrer Rangordnung, die dem Masculinum das Primat zuerkennt, spiegelt sich unmittelbar Grimms patriarchalisches Weltbild. Das Verhältnis des grammatischen Masc. zu dem grammatischen Fem. und Neutrum stellt Grimm als Abbild der patriarchalischen Gesellschaftsordnung dar, in welcher die Frau vom Manne abhängig ist und das unmündige Kind die dritte soziale Stufe einnimmt.

E. Grammatisches Genus der „sinnlichen Gegenstände“

Nachdem so das Verhältnis der drei Genera zueinander sowie ihre erweiterte Bedeutung klargelegt ist, geht Grimm zu der eigentlichen Kernfrage über: wie verteilen sich in der deutschen Sprache die Substantiva auf die drei Genera? Es sollen „die regeln, nach welchen sich das genus ganzer reihen von wörtern richtet, aufge-

80) „Essai de chronologie des langues id.-eur.“ BSL 32, p. 7 ff.; ders. „Introduction à l'étude comp. des langues id.-eur.“ 7. Ed. Paris 1937, p. 291 ff.

sucht ... werden“ (p. 355), und zwar: „Die einzig zulässige oder fruchtbare weise, das grammatische geschlecht vorzutragen, scheint mir diejenige, welche auf die bedeutung der wörter rücksicht nimmt; auf diesem wege allein kann es vielleicht gelingen, analogien aufzuspüren, denen die menschliche einbildungskraft nachgehangen hat, indem sie das natürliche geschlecht auf eine unabsehbare menge anderer substantiva übertrug“ (p. 356). Diese Methode wird in diesem ersten Teil, in der Behandlung des Genus sinnlicher Gegenstände tatsächlich angewandt, und zwar in einer Ausführlichkeit, wie es später nie wieder ein Forscher gewagt hat. Nach Sachgebieten angeordnet folgt ein unabsehbarer Reichtum von Bezeichnungen konkreter Gegenstände, wobei das Genus durch Zwischenbemerkungen erklärt oder auch kritisiert wird. Ein Beispiel unter zahllosen andern: „Teile der bäume und pflanzen: Dem stamm, gleichsam dem vater und erhalter des ganzen baums gebührt männliches geschlecht. Ahd. stam (caudex, stirps), mhd. stam Parz. 505,9; nhd. stamm; alts. stamn oder stemn, ags. stemn, altn. stofn, überall masc.; ebenso altn. bolr (truncus) masc. und ags. spranca ... Man könnte weiter gehen und sagen, der stamm erzeugt mit der wurzel, ... die stets weiblich ist, laub, blätter und zweige“ (p. 409).

In diesem reichen Kapitel tritt Grimm einen Gang durch die ganze sichtbare Welt der Vorzeit und Gegenwart an, er zeigt sich als Sammler und sachkundiger Beobachter; der Grimm der Rechtsaltertümer, der Mythologie und der Weistümer erscheint mitten in der Grammatik, und einmal mehr wird die fesselnde Einheit seines Schaffens sichtbar. Diese Abschnitte überströmen von sprachlichen Materialien, sachlichen Beobachtungen und hellhörigen Anmerkungen. Es fällt dabei auf, dass die eigentlich sprachlichen Erklärungen vor der sachlichen Begründung zurücktreten, z. B. „Die vorherrschenden pluralformen *daúrôns*, *turî* und lat. *fores* begründet wohl die zerlegung des gitters oder brettes in zwei hälften“ (p. 429). Auch tritt, im Gegensatz zu andern Kapiteln der Grammatik der Vergleich mit andern idg. Sprachen stark zurück, auch die Assoziation von einem Wort zum nächsten geht von der Sache und nicht von der Etymologie des Wortes aus. Es werden also z. B. Benennungen des Pfluges in den germanischen Sprachen gesammelt (p. 412 ff.), ohne dass der Herkunft der einzelnen Wörter weiter

nachgegangen würde, ja, so sachnahe verläuft die ganze Untersuchung, dass man auf weite Strecken das Problem des Genus überhaupt aus den Augen verliert und geradezu suchen muss, bis man das Genus des behandelten Wortes überhaupt vermerkt findet. Geht Grimm aber auf das Genus ein, so wird es meist aus der konkreten Anschauung erklärt: „Umfang und ausdehnung scheinen auch in dem alts. halla, ags. hēal . . . engl. hall, altn. höll . . . sämtlich aula, atrium bedeutend, weibliches genus zu begründen“ (p. 425), oder das Genus wird aus der mythologischen Vorstellung hergeleitet: „Schiffe: Dachte sich die sprache den durch das feld ziehenden pflug als belebtes wesen, so war diese belebung noch weit natürlicher und näher liegend bei dem schif, das wie ein schwimmendes thier die fluten durchschnitt und gleich dem ros menschen von küste zu küste über meer trug. Darum ist selbst seine gestalt durch verzierung der thierischen ähnlich gebildet, haupt, hals und schnabel (rostrum) ihm beigelegt, und wie das klügste, vertrauteste landthier empfängt es eigennamen“ (p. 432).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass in diesem ganzen Kapitel über das „Genus der sinnlichen Gegenstände“ das Sprachliche vor dem Dinglichen in den Hintergrund tritt: Die Anordnung der Wörter folgt Sachgebieten, die Aufzählung der Synonyma herrscht vor gegenüber der eigentlichen Genusforschung; das grammatische Geschlecht der Wörter wird aus der sinnlichen oder mythologischen Anschauung erklärt, Urteile über das Organische oder Unorganische einer sprachlichen Erscheinung — die bei Grimm nie fehlen — werden ausschliesslich von der Bedeutung her begründet, ohne Rücksicht auf die Etymologie des Wortes. (So wird, p. 372, das fem. Genus von „Blume“ als unorganische Neuerung getadelt.)

F. Grammatisches Genus der „abstracten Gegenstände“

Diese zweite Hälfte der Untersuchung steht in grösstem Gegensatz zu allem, was vorangegangen ist. Sie lässt sich nicht mehr mit dem landläufigen Bild der „Grimmschen Genustheorie“ in Einklang bringen. Sie wurde wohl darum stillschweigend übersehen, weil die formalen Einzelheiten dieses Abschnittes sich früh als unrichtig erwiesen. Dieser Teil seiner Genus-Abhandlung ist aber ebenso cha-

rakteristisch wie der erste für Grimms wirkliche Genusauffassung.

Eine summarische Inhaltsangabe wie beim ersten Teil ergäbe folgendes Bild:

A. Unabgeleitete substantiva.

- a) starke masc. nhd: diebstal, tref, stich ...
mhd: zil, twâl, gebâr ...
ahd: kirih, scrih, smah ...
got. as. ags. an ...
- b) starke fem. erster dekl.: nhd. mhd. ahd. etc.
- c) starke neutra: nhd. mhd. ahd. etc.
- d) schwache masc.
- e) schwache fem.
etc.

B. Abgeleitete substantiva.

Ableitungen mit i, u, doppelvocal, sl, sal etc.

Die Methode hat in ihr genaues Gegenteil umgeschlagen: kein Wort mehr von der Bedeutung, die Anordnung erfolgt nach Deklinationsklassen und Ableitungssuffixen, im einzelnen Abschnitt nach alphabetischer Reihenfolge; das einzelne Wort wird nicht mehr im Zusammenhang durch alle germanischen Sprachen hindurch verfolgt, sondern es erscheint ein reines Inventar jeder einzelnen Sprache und Sprachstufe, im Sinne von: im Gotischen sind folgende starke Femina belegt: bôka, halba, hweila, môta — etc.

Ist sich Grimm plötzlich bewusst geworden, dass er ob den Gegenständen das Wort und seine Form vernachlässigt hat? Will er nun die formalen Probleme der vorher nach der Bedeutung untersuchten Wörter und ihres Genus in Angriff nehmen? — Nein, denn zunächst geht es gar nicht um dieselben Wörter: der Grund für die verschiedene Behandlung liegt darin, dass es sich um „abstracte gegenstände“ handelt: „Die untersuchung des genus abstract substantiva wird demnach eine ganz andere und fast umgekehrte richtung nehmen. Während sie dort die erscheinung der sinnlichen sachen selbst zu erwägen und gleichsam eine geschichte der dafür vorhandenen namen zu liefern nicht umhin konnte, ohne dass die formen der wörter besonders berücksichtigt zu werden brauchten;

liegt es hier daran, allenthalben die form ins auge zu fassen und nach ihr zu ordnen... Es wäre unfruchtbar gewesen, jene sinnlichen substantiva nach ihrer form vorzutragen und würde beinah untunlich sein, die menge der verschiedensten abstractionen einer rücksicht auf ihre bedeutung zu unterwerfen...“ (p. 475).

Nach Grimms Auffassung haben also die „abstracten substantiva“ ein völlig anderes Verhältnis zu ihrer Form und zu ihrem Genus als die „sinnlichen“. Bei den Wörtern für Konkreta ist das Genus eine reine Sache der Bedeutung, bei Wörtern für „abstracta“ dagegen nur eine Sache der Form. Grimm setzt damit zwei grundsätzlich verschiedene Substantiv-Kategorien in der Sprache an. Genau genommen ist aber ein Substantiv, als Name, wie Grimm selbst ausführt⁸¹, immer „abstrakt“, ganz unabhängig von dem, was benannt wird. Dass die Sprache selbst keinen absoluten Gegensatz konkret/abstrakt kennt, zeigen die zahllosen Wörter, welche gleichzeitig eine konkrete und eine abstrakte Bedeutung haben (vgl. „der Gang“: 1. Ort, wo man geht: konkret; 2. Art des Gehens: abstrakt). Sieht man nun noch genauer zu, was alles Grimm als Abstrakta anspricht: „Alle solchen vorgänge in der natur, alle empfindungen, gedanken, und handlungen des menschen will ich unter der benennung abstracter gegenstände zusammenbegreifen“ (p. 474) — d. h. überhaupt alles, was nicht mess- und wägbar ist, selbst wenn es mit den andern Sinnen erfassbar ist. Auch diese scharfe Trennung der Sinnesempfindungen kennt die Sprache bekanntlich nur zum Teil (vgl. „hell“, „dunkel“: für Farbe wie für Ton).

Grimm gibt auch ohne weiteres zu, „dass die grenze zwischen sinnlichen und abstracten substantiven nicht scharf gezogen werden kann“ (p. 475), dass ferner bei den „sinnlichen substantiven“ die genau gleichen Sprachformen vorliegen wie bei den abstrakten, dieselben Deklinationsklassen, dieselben Mittel der Ableitung aus Verben, zum grössten Teil dieselben Ableitungssuffixe etc. Bei den „sinnlichen substantiven“ will Grimm von keinem Einfluss der Wortform auf das Genus wissen, selbst nicht bei einem so deutlichen Fall wie den Werkzeugnamen (Beispiele vorher: bendel, flegel, griffel etc.): „Man kann nicht annehmen, dass hier die ableitende

81) „Von Vertretung männlicher durch weibl. Namensformen.“ Kl. Schr. III, p. 349 ff.

endung männliches genus begründe, dieses wird bloss durch den begriff des beweglichen, rührigen, gedrungenen geräths herbeigeführt“ (p. 467).

Umgekehrt erscheinen Wörter wie „Furcht“, „Minne“, „Sorge“ einfach unter „Starke Femina“ aufgeführt, ohne den leisesten Ansat zu einer Deutung des Genus vom Inhalt her. Auf die Willkür, mit der die Trennung zwischen „sinnlich“ und „abstract“ im einzelnen durchgeführt ist, braucht nicht weiter eingegangen zu werden. (Dass es auch in den germanischen Sprachen bestimmte Suffixe zur Bildung von Substantiven aus Verben und Adjektiven gab, Substantive von vorwiegend abstrakter Bedeutung, Typus got. hauhs: hauhei; nasjan: naseins — steht hier nicht zur Diskussion, da diese Substantive rein formal eine Kategorie bilden, während Grimm den Unterschied sinnlich/abstrakt von der Bedeutung her zieht.)

Man darf natürlich Grimms Untersuchung nicht von den Erkenntnissen der modernen Sprachpsychologie aus beurteilen, aber man darf doch fragen, warum er, der alle mhd. Beispiele sammelt, in denen ein Gegenstand spielerisch mit „her“ und „frouwe“ angeredet wird, z. B. „her bart!“, „her stoc!“ und darin eine Art Steigerung des grammatischen Geschlechts in Richtung auf Personifikation sieht, warum er die viel häufigeren Beispiele von „frouwe minne“ etc. überhaupt nicht erwähnt? Es braucht auch keine wissenschaftliche Psychologie, um zu sehen, dass für das naive Sprachempfinden eines Deutschsprechenden das masculine Genus von „Hass“ und „Krieg“ mindestens ebenso begründet ist — wenn er überhaupt noch eine Vorstellung mit dem Genus verbindet — wie dasjenige von „Korb“ und „Stamm“.

Grimm trägt also einen Unterschied sinnlich/abstrakt in die Sprache hinein, der sowohl den formalen Gegebenheiten, der literarischen Überlieferung wie auch dem natürlichen Sprachempfinden widerspricht. Grimm hält diesen Unterschied aber für so grundlegend, dass er darauf seine ganze Genus-Untersuchung aufbaut, was nur aus seiner Gesamtanschauung vom Wesen des Genus und der Sprache überhaupt erklärt werden kann.

G. Jacob Grimms Genus-Auffassung

Es soll nun versucht werden, alle diese Beobachtungen zusammenzufassen, um die Grundvorstellung zu rekonstruieren, von welcher Grimm in seiner Genus-Abhandlung ausgegangen ist:

1. Der Ausdruck des Sexusgegensatzes mit verschiedenen Wörtern steht an der Spitze des Genuskapitels.
2. Der Bedeutungsbereich der einzelnen Genera wird in engster Analogie nach dem Sexus aufgestellt; das Neutrum nimmt die Stelle des Kindes und allgemein des Erzeugten ein.
3. Die drei Genera stehen auf verschiedenen Rangstufen, welche der Hierarchie einer patriarchalischen Gesellschaft entsprechen: auf der obersten Stufe steht das Masculinum, dann folgt das Femininum und zuletzt — auch chronologisch — das Neutrum.
4. Die Gesamtheit des Wortschatzes ist aufgeteilt in „sinnlich“ und „abstract“; jede der beiden Kategorien hat ein verschiedenes Verhältnis zu ihrem Genus: Bei Wörtern mit konkreter Bedeutung hängt das Genus ausschliesslich von der Bedeutung ab; die Anordnung folgt Sachgebieten. Bei Wörtern mit „abstrakter“ Bedeutung ist das Genus eine reine Folge der äussern grammatischen Form; die Behandlung ist nach formalen Gesichtspunkten aufgebaut.

Es gibt zwei grundsätzliche Standpunkte, von denen aus das Genus eines Wortes betrachtet werden kann: entweder von der äussern Sprachform her oder von der Bedeutung des Wortes aus. Die erstere kann man die formale, die zweite die psychologische Methode nennen. In der modernen Genusforschung werden im allgemeinen beide Gesichtspunkte kombiniert, aus der Erkenntnis heraus, dass ein Wort aus Form und Bedeutung besteht. Vom formalen wie vom psychologischen Gesichtspunkt aus wird das Genus als einheitliches Phänomen betrachtet, wenn es sich auch in der Untersuchung in eine Vielfalt von Einzelproblemen auflöst. Grimm dagegen, der in bezug auf das Genus zwei prinzipiell verschiedene Kategorien von Wörtern ansetzt, nimmt einen dritten Standpunkt ein, welcher weder in der sprachlichen Form noch in der Psyche des sprechenden Menschen beruht, sondern in der äusseren Wirklichkeit der Welt. Das bedarf näherer Ausführung:

Dass Grimm nicht von der Sprache als solcher, d. h. von den morphologischen und syntaktischen Formen des Genus ausgeht, zeigt erstens die Einbeziehung der semantischen Probleme von Stier, Kuh, Kalb in die Genusuntersuchung, zweitens die vollständige Vernachlässigung der Wortform und ihrer Probleme im ersten Teil der Abhandlung. Die gleichsam lineare Einheitlichkeit des grammatischen Verfahrens wird vertikal durchbrochen durch aussergrammatische Einschnitte wie „Natürliches Genus“ — „Grammatisches Genus“; konkret — abstrakt etc.

Aber auch der in einer bestimmten Umwelt lebende, empfindende und sprechende Mensch ist nicht Gegenstand von Grimms Untersuchung, es ist nicht dessen Auffassung der Welt und des Lebens, niedergelegt in der Sprache, welche Grimm psychologisch zu erfassen sucht, obwohl er dies in der Einleitung behauptet. Denn sonst würde Grimm nicht, wie er es tatsächlich tut, nur das grammatische Geschlecht der Konkreta psychologisch deuten, sondern er würde auch für das Genus der Abstrakta, und seien es auch nur solche wie „Liebe“, „Krieg“, „Tod“ etc., eine psychologische Erklärung suchen, welche an sich, wenn man nur an die Mythologie denkt, sehr nahe läge.

Programmatisch nimmt Grimm den psychologischen Standpunkt ein, wenn er das Genus aus der Phantasie des Menschen herleitet, und das ist es, was man allgemein als Grimms These wiedergibt. Wenn er aber das Genus aller Wörter für unkörperliche Dinge aus der reinen grammatikalisierten Form erklärt, setzt er sich in Widerspruch zu seinem eigenen Programm. Das Argument, das Genus der Abstrakta psychologisch zu erklären, sei eine undurchführbare Aufgabe, hält nicht stand; ein so phantasievolles Sprachgefühl, welches das masculine Genus von Korb und Hammer erklärt, hätte auch das Genus von Klang und Licht, von Hass und Liebe psychologisch deuten können.

Der Standpunkt, von dem aus Grimm in seiner empirischen Forschung das Genus der Wörter betrachtet, ist die äussere Vielfalt der Welt. In ihr spielen die Gegensätze von Stier, Kuh und Kalb eine primäre Rolle, in ihr besteht der Unterschied zwischen körperlich und unkörperlich, ja noch mehr: in der äusseren Realität existieren eigentlich nur die körperlichen Gegenstände, während Gefühle und Gedanken, die im Menschen und damit in der Sprache leben, keine fassbare Realität besitzen.

Am spezifisch Sprachlichen des Genus hat Grimm vorbeigesehen. Er kennt nur einerseits den realen Sexus, dessen Wesen gleichsam in verdünnter Form die sinnlichen Gegenstände und die sie bezeichnenden Wörter erfüllt —, andererseits die reine grammatikalisierte, äussere Form des Genus.

II. Jacob Grimms Sprachauffassung

Bei der Betrachtung des Genuskapitels der Deutschen Grammatik hat es sich gezeigt, dass es Grimm beinahe ausschliesslich um die Beziehung zwischen Wort und Ding geht. Das semantische Problem steht für ihn derart im Vordergrund, dass er den formalen wie den syntaktischen Aspekt des grammatischen Geschlechts beinahe völlig vernachlässigt. Für Jacob Grimm ist ein Wort nicht ein willkürliches Lautgebilde oder eine vom Menschen erfundene Bezeichnung, sondern das Wort verkörpert für ihn das Wesen des Dinges selbst, Wort und Ding erlebt er als wesenhafte Einheit. Das ist magisches Sprachbewusstsein.

Im magischen Sprachempfinden steht nicht die Sprache als Ganzes, als geistiges und grammatisches System im Vordergrund, noch überhaupt der gegliederte Satz, sondern bedeutungsvoll sind vor allem das Wort und dessen Laute. Um den Namen eines Dinges, einer Person geht es noch in der Edda wie auch in den Märchen. Daher ist es nicht erstaunlich, dass auch in Jacob Grimms auf magischem Sprachbewusstsein aufgebauter Wissenschaft das Wort im Vordergrund des Interesses steht, wodurch er sich vor allem von Humboldt unterscheidet, der in erster Linie die Sprache als geistiges System erforschte. Grimms Werke dagegen sind, mit Ausnahme der „Deutschen Grammatik“, durchwegs wortgeschichtliche Untersuchungen: die „Weistümer“, die „Rechtsaltertümer“, die „Dt. Mythologie“, die „Geschichte der dt. Sprache“ nicht ausgenommen, und das „Deutsche Wörterbuch“ bildet nur die sinngemässe Fortsetzung dieses lebenslangen Wortsammelns; selbst die Grammatik handelt bei näherem Zusehen viel eher von den Lauten, den Formen und dem Gebrauch der Wörter, als von der Sprache in ihrer Gesamtheit.

Die magische Beziehung zwischen Sprache und äusserer Wirklichkeit ist für Jacob Grimm so real, dass nicht nur das Wort das

Wesen der Dinge ausspricht, sondern dass auch umgekehrt die Sprache teilhat an den Kräften, welche die äussere Welt bewegen. Wir haben gesehen, wie Grimm im grammatischen Geschlecht des Wortes wesenhaft dasselbe sieht wie im natürlichen Geschlecht der Organismen. Wörter sind für Grimm geschlechtlich differenzierte Individuen. Das gilt auch für die Laute selbst, aus denen die Wörter bestehen. Immer wieder bricht die magische Vorstellung eines realen männlichen und weiblichen Elementes in der Sprache durch: „Offenbar muss den vocalen insgesamt ein weiblicher, den consonanten insgesamt ein männlicher grund beigelegt werden... Ob aus blossen vocal wurzeln bestehen können, darf noch in zweifel gezogen werden, da nach dem vorhin vom wesen der vocale und consonanten überhaupt gesagten die zeugung einer wurzel von dem sich-vermählen beider geschlechter abhängig scheint“ (Kl. Schr. I, p. 284, p. 286).

Aus derselben magisch-sexualistischen Vorstellung hatte Grimm im Genus-Kapitel das grammatische Neutrum als das „Erzeugte“ verstanden, „das sich in die Eigenheiten beider (Geschlechter) teilt“ (s. o. S. 47). In anderem Zusammenhang erscheint wieder die Vorstellung von Geschlechtskräften in der Sprache: „Das verbum ist das zeugende, wenn man will männliche, das nomen das schaffende und gebärende weibliche prinzip; das verbum liefert alle wurzeln, das nomen gibt alle formen und gestalten her“ (Kl. Schr. I, p. 311). Schon die ständige Wiederkehr dieser Vorstellung eines männlichen und weiblichen Elementes in der Sprache verbietet es, all dies als spielerisch-metaphorische Ausdrucksweise zu verstehen.

Wenn so die Sprache in Grimms magischem Bewusstsein am sexuellen Leben teilhat, so werden die Laute in anderer Weise auch mit der sichtbaren Realität der Farben verbunden: „Eine vergleichung der vocale mit den farben hatte ich schon geschrieben, strich sie aber vorläufig, wiewohl sie mir nicht grundlos scheint: a = weiss, i = rot, u = schwarz, das ist klar genug; schwieriger e = gelb, o = blau aus der mischung des a und i, a und u, weil im e etwas individuelles liegt, was nicht gerade in ai (morgenrot), und in o etwas, was nicht gerade in au (grau). Die meisten diphtonge lassen sich gut erläutern“⁸². Die Verwandtschaft mit Rimbauds späterem berühmten „Sonnet des voyelles“ liegt auf der Hand, nur

82) Brief an Lachmann 21. Okt. 1821.

war sich Rimbaud im Gegensatz zu Grimm seines magischen Spracherlebnisses voll bewusst.

Eine auf dem magischen Sprachbewusstsein beruhende, inhaltliche Deutung der einzelnen Laute eines Wortes findet sich noch in der späten Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache“ (Kl. Schr. I, p. 255 ff.), deren übrige Ausführungen dem naturwissenschaftlichen Sprachbild Schleichers beinahe näherstehen als demjenigen des jungen Jacob Grimm, wird hier doch die empirische, rein natürliche Entstehung der Sprache verfochten, während der junge Grimm mit der ganzen Romantik an den übermenschlichen Ursprung der Sprache geglaubt hatte. Dieses verhärteten Rationalismus ungeachtet verrät sich auch hier noch das ursprünglich magische Spracherlebnis Grimms: „Das pronomen ist nicht bloss, wie sein name könnte glauben machen, vertreter des nomens, sondern geradezu beginn und anfang alles nomens... (so) finde ich auch im Jadschurveda ausdrücklich anerkannt, dass das ursprüngliche wesen „ich bin ich“ spreche... Als der Mensch das erste mal sein Ich, das im Sanskrit aham lautet, sprach, stiess er es aus voller brust im geleit eines kehlhauchs, und alle urverwandten zungen sind sich hierin gleichgeblieben... im obliquem casus tritt ein halb zurückweisendes labiales m vor. Das deutende t der angeredeten zweiten person muss dagegen im casus rectus und obliquus haften. Grössere mannigfaltigkeit als die beiden ersten sich gegenüberstehenden Personen fordert aber die fernere dritte, und ihr hauptkennzeichen war entweder s oder t, jenes vorzugsweise zur bezeichnung des flüssigen reflexivbegriffes...“ (a. a. O. p. 285).

Diese Art von Sprachbetrachtungen erinnert in hohem Masse an die Spekulationen der mittelalterlichen Philosophen und Alchemisten, wie man sie noch bei Jacob Böhme findet, der das Wesen der Elemente aus den Lauten ihres Namens abzuleiten suchte⁸³.

Dieses magische Spracherlebnis bildet bei Jacob Grimm aber nur eine Unterströmung seines Bewusstseins. Er sieht das Wort nicht nur mit dem Ding, sondern auch mit dem Geist des Menschen in einem innern Zusammenhang. Daher überwiegt in seiner Betrachtung bald der Gesichtspunkt des Intellektuellen — so, wenn

83) Theosophia Ed. Joh. Georg Gichtel, 1715 z. B. Sp. 375 wird die Erklärung des geistigen Gehaltes von „Mercurius“ durch eine Zerlegung in Silben und deren Deutung versucht.

er, um beim Beispiel des Genus zu bleiben, das grammatische Geschlecht aus der Phantasie des Menschen erklärt —, bald das magische Erlebnis, für welches das grammatische Geschlecht des Wortes aus der Natur des Dinges selbst fließt. Grimm sagt also bald: der Mensch fasste die Erde als weiblich auf, bald: die Erde *ist* weiblich. Die intellektualistische Auffassung, die derjenigen Humboldts entspricht, beherrscht wohl vorwiegend Grimms bewusste Sprachauffassung, tritt daher auch vor allem in seinen theoretischen Äußerungen hervor. Das magische Empfinden lebt halb im Unbewussten, beeinflusst daher Anordnung und Auswahl des Materials, bestimmt überhaupt die praktische Forschung, wie wir in dem Abschnitt über das Genus der „sinnlichen Gegenstände“ gesehen haben, und bricht nur selten unmittelbar hervor, wie in den oben zitierten Bemerkungen.

Wir haben in der Analyse des Genus-Kapitels gefunden, dass Grimm die Wörter für Konkreta vollkommen anders behandelt als die Wörter für Abstrakta. Erstere haben ein aus dem Wesen des Dinges abgeleitetes Geschlecht, Abstrakta dagegen kennen nur eine leere Form, ihr grammatisches Geschlecht entbehrt jedes Zusammenhangs mit der Bedeutung des Wortes.

Jacob Grimm unterscheidet gleichsam zweierlei Sprachen: eine magisch-sinnliche Sprache, deren Worte das Wesen der Dinge verkörpern, wobei dieses Wesen geschlechtlich charakterisiert ist; diese Sprache ist ganz Sinn, ganz Gehalt, sie fließt unmittelbar aus der magischen Beziehung zur Welt der Dinge, grammatische Form spielt in ihr keine Rolle. Die zweite Art von Sprache hat sich weitgehend von ihrer sinnlichen Grundlage gelöst und sich selbständig gemacht. Was in der ersten Sprache an Wurzeln und Formen aus der magischen Beziehung zur sinnlichen Realität erwachsen ist, wuchert in dieser zweiten Sprache selbständig fort. Sie ist ganz Form, ganz System und Grammatik, ein Sinn wird ihr gleichsam sekundär untergelegt; so erhält sie auch durch die Form ein blosses Analogon zu dem, was in der sinnlichen Sprache das natürliche Geschlecht ist: das „bloss grammatische Genus“.

Diese Unterscheidung von zweierlei Sprachen lässt sich auch an zahllosen Bemerkungen ausserhalb des Genuskapitels beobachten. Den Gegensatz einer „sinnlichen“ (magischen) und einer abstrakten Sprache versteht Grimm als historisches Nacheinander: was heute in der Sprache an Abstraktion erscheint, ist das Produkt der Ent-

wicklung, wobei er sich diese als fortschreitende Intellektualisierung des Menschen und damit der Sprache vorstellt: „Die alte sprache ist leiblich, sinnlich, voll unschuld; die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden... Die poesie vergeht und die prosa... wird uns angemessener.“ (Vorrede z. Dt. Gramm. 1819, Kl. Schr. VIII, p. 46 ff.) „... die sprache, die sich überall aus einer innern poetischen Vollkommenheit in eine philosophische Gewandtheit treibt.“ (Brief an A. v. Arnim, 29. 10. 1812, R. Steig „A. v. Arnim u. J. u. W. Grimm“ Berlin 1904 p. 235.) Vierzig Jahre später: „Es ist leicht wahrzunehmen, dass der rede geistiger fortschritt überhaupt abzuweichen scheint von der älteren sprache leiblicher vollendung...“ „Aus der geschichte der sprachen geht zuvorderst bedeutsame bestätigung hervor jenes mythischen gegensatzes: in allen findet absteigen von leiblicher vollkommenheit statt, aufsteigen zu geistiger ausbildung.“ (Gesch. d. dt. Spr. 3. Aufl. 1868 p. 293 u. p. 4.) Die Vorstellung von zwei ihrem Wesen nach verschiedenen Sprachen, auf die uns die Analyse des Genus-Kapitels geführt hat, begleitet, wie diese Zitate zeigen, das ganze Denken und Schaffen Jacob Grimms; selbst die Formulierungen des alten Forschers unterscheiden sich kaum von denjenigen des jungen vorwissenschaftlichen Jacob Grimm.

Auch diese Unterscheidung einer ursprünglich magisch-sinnvollen Sprache, welche das Wesen des Dinges beschwört, von einer späteren, intellektualisierten Formelsprache erinnert wieder an Jacob Böhme, der die „Natursprache“ der Menschheit von allen historischen Sprachen unterscheidet. Jacob Böhme gibt auch wohl die beste Umschreibung einer magischen Geistessprache in seiner „Theosophia“: „Dan der Geist gibt jedem Dinge Namen / wie es in der Geburt in sich selber stehet / und wie es sich im Anfange hat geformet in der Schöpfung; also formets auch unser Mund... und es ist nichts anders / als machte der Geist ein solch Wesen wie die Schöpfung ist / wan er die Gestalten der Schöpfung ausspricht. Denn er formet das Wort des Namens eines Dinges im Munde / wie das Ding in der Schöpfung ist worden“ (Sp. 912).

Diese Vorstellung liegt in säkularisierter Form auch Jacob Grimms magischem Spracherlebnis zugrunde. Sie fand ihren unmittelbaren Ausdruck in Grimms grammatischer Terminologie von „stark“ und „schwach“; stark heisst gleichzeitig alt, ursprünglich, sinnvoll: „Nach unaufhaltbarem vorschritt nimmt in der sprache

das starke element ab, das schwache zu“ (Dt. Spr. p. 608). Die Vorstellung selbst entspringt Grimms Geschichtserlebnis, das im Zusammenhang betrachtet werden soll.

Dass alles Geistige und damit alle Abstraktion in der Sprache eine Frucht der Entwicklung sei, glaubte allgemein schon die Aufklärung, die in ihrer Gegenwart die Herrschaft der Vernunft für erreicht hielt und auf die Vergangenheit als auf überwundene Stufen zurückblickte. Mit Rousseau kam der Umschlag, aber nur in dem Sinne, dass sich jetzt die Bewertung anders verteilte. Die naturnahe sinnliche Menschheit wurde jetzt gegen die verdorbene, intellektualisierte Gegenwart ausgespielt; die Vorstellung als solche blieb dieselbe.

Die Romantik dagegen verstand die Menschheitsentwicklung als eine Lösung und Entfremdung von der geistigen Heimat. Das verlorene Wissen um die Einheit von Mensch und Kosmos suchten die Mythologen wie Creuzer und Görres in den alten Mythen, die Dichter Arnim und Brentano in alten Liedern und Märchen.

Der Darwinismus brachte der Sprachwissenschaft die Anschauungen der Aufklärung in materialistischer Neuauflage wieder. Diese Zeit des kämpferischen Materialismus ist erfüllt vom Triumph „und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht“⁸⁴; wieder wird alle Abstraktion in der Sprache als spätestes Entwicklungsprodukt aufgefasst. Wenn die modernen etymologischen Wörterbücher — s. Walde-Pokorny „Vergl. Wörterbuch der idg. Sprachen“ — grundsätzlich auf die konkrete Bedeutung einer Wurzel zurückgehen und die abstrakten Bedeutungen meist als sekundäre Ableitungen darstellen, so sieht man, dass die Sprachvorstellung Grimms und der Materialisten des 19. Jahrhunderts durchaus nicht der Vergangenheit angehört. Ob man sich aber irgendeine Sprache oder Sprachstufe ohne jede Abstraktion überhaupt vorstellen darf, wie dies von Grimm und modernen Etymologen vorausgesetzt wird, ist doch fraglich. Unter Abstrakta darf man ja nicht ausschliesslich die durch das spezifisch abendländische Geistesleben herausgebildeten Begriffe verstehen; Abstrakta sind ja auch — selbst im Sinne Grimms — Wörter wie Hunger, Pest, Liebe, Hass, Furcht, Tod etc. (grammatisch im Deutschen dadurch charakterisiert, dass

84) S. z. B. W. H. J. Bleek „Über den Ursprung der Sprache“. Vorwort von Ernst Haeckel, Weimar 1868.

sie keinen Plural bilden). Diese Art von Abstrakta irgend einer Sprache von vornherein abzusprechen, scheint zum mindesten gewagt.

Jacob Grimm erliegt aber noch einem andern Trugschluss: Er glaubt in den Bezeichnungen der konkreten Gegenstände auf der Stufe selbst des Nhd. die urmenschliche magische Sprache noch zu fassen und isoliert sie daher vom Rest der abstrakten, grammatisierten Sprache. Er nimmt also die Wörter für Konkreta von der allgemeinen Tendenz zur Abstraktion, welche er in der Sprachentwicklung sieht, aus. Die in der Romantik wiedergefundene Anschauung einer ursprünglich magischen Sprache der Menschheit, die, wie wir gesehen haben, das ganze Denken Jacob Grimms durchdringt, wird heute wieder von gewissen Forschern aufgegriffen⁸⁵, welche durch exakte Sprachanalysen zu zeigen vermögen, dass sich nicht nur die innere und äussere Gestalt der Sprache im Laufe der Geschichte ändert, sondern dass auch das innere Verhältnis des Menschen zu seiner Sprache, die Funktion, die sie in seinem Bewusstsein ausübt, nicht zu allen Zeiten dieselbe war. Wenn der Grieche noch statt von „Wort“ und „Bedeutung“ von „Name“ und „Kraft“ eines Dinges spricht, so weist schon diese Ausdrucksweise auf eine ganz andere Sprachauffassung hin, als sie uns heutigen Menschen im allgemeinen vertraut ist. Von diesen modernen Bestrebungen her gesehen, wirkt Jacob Grimm nicht mehr als der in altmodischen Vorurteilen befangene Romantiker, wie ihn Wilhelm Scherer⁸⁶ gesehen hat, sondern als Vorläufer einer sehr modernen Richtung der Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie, wenn auch bei Grimm das noch Ahnung und Glaube war, was heute ein Objekt wissenschaftlicher Forschung geworden ist.

Aus der Gewalt seines magischen Spracherlebens heraus entrollt Jacob Grimm ein „Weltbild der deutschen Sprache“, eines Reichtums und einer Feinheit der Beobachtung, wie es zu seiner Zeit keiner andern Sprache beschieden war. Es sind „Sprachfelder“, wie man in der modernen Terminologie sagen würde, welche Grimm im Genus-Kapitel unter seinen Stichworten „Welt, Erde, Land“, „Ackerbau“, „Schiffe“ ausbreitet, und aus der Zusammenschau der

85) J. Lohmann, ungedruckter Vortrag, gehalten vor der Philosophischen Gesellschaft Basel, 28. März 1957.

86) „Jacob Grimm“, 2. Aufl. Berlin 1885, p. 217.

Gegenstände und ihrer Namen zeigt er, dass das Genus im Deutschen nicht nur eine historisch ererbte Form ist, sondern eine auch in der heutigen Sprache lebendige Sinngruppierung darstellt. Das ausserordentlich starke Spracherlebnis, das diesen Seiten zugrunde liegt und das sie auch heute noch vermitteln, löste noch Jacob Wackernagels Bewunderung aus, es sei „einer der schönsten Abschnitte des schönen Werks“ (a. a. O. p. 36), obwohl er vom Standpunkt der vergleichenden Sprachwissenschaft aus Grimms Ergebnisse nicht mehr annehmen konnte. Leo Weisgerber setzt heute eigentlich Grimms Werk fort, obwohl er sich nicht auf ihn, sondern auf Humboldt beruft; er entfaltet mit neuen Mitteln und nach modernen Gesichtspunkten das „Weltbild der deutschen Sprache“.

III. Jacob Grimms Verhältnis zur Indogermanistik

Dieses scheinbar nebensächliche Problem, dem man m. W. noch nie im Zusammenhang nachgegangen ist, führt in Tat und Wahrheit in das Zentrum von Grimms Denken und Forschen, es zeigt dessen existentielle Verwurzelung. Man hat es frühzeitig bedauert, dass Grimm seine germanistische Forschung nicht auf idg. Fundament aufgebaut hat. Das ist eine Tatsache, obwohl Grimm zu keiner Zeit seines Schaffens die Sprachvergleichung und ihre Ergebnisse ignoriert hat. Allein schon die Entdeckung der ersten Lautverschiebung wäre ohne eingehendes Studium des griech.-lateinischen Konsonantismus und dessen Vergleich mit dem Gotischen nicht möglich gewesen. Ebenso enthält bereits der erste Band der Deutschen Grammatik zahlreiches Material aus allen idg. Sprachen, mit Einschluss des Sanskrit. Es hat sich aber noch niemand die Frage gestellt, warum sich der geniale Sprachforscher Grimm den sensationellen sprachlichen Entdeckungen seiner Zeit fern gehalten hat. Zeitlich wäre ein Anschluss Grimms an die Indogermanistik ohne weiteres möglich gewesen: Bopps „Konjugationssystem der Sanskritsprache . . .“ erschien 1816, die erste Auflage des I. Bandes der Dt. Grammatik 1819. Dass Grimm aus reinem Starrsinn an einem einmal eingeschlagenen Wege festgehalten hätte, kommt nicht in Frage; dazu war er ein viel zu gewissenhafter Wissenschaftler, der seine Ergebnisse ständig korrigierte, oft am Schluss eines Werkes

im Nachtrag Behauptungen zurücknahm, die sich ihm im Laufe der Arbeit als unhaltbar erwiesen hatten. Schon die zweite Auflage der Lautlehre, 1822, war eine völlige Umgestaltung des ersten Entwurfes von 1819.

Auch die Möglichkeit der Trägheit ist ausgeschlossen angesichts des Riesenwerkes Grimms; er, der fast alle europäischen Sprachen las, der das Finnische wie das Baskische studierte, der eine serbische Grammatik ins Deutsche übersetzte, hätte ohne weiteres auch Sanskrit lernen können. Er bezeugt aber ausdrücklich, dass er sich nie eingehend mit dieser Sprache befasst habe, welche doch alle sprachlich und religionsgeschichtlich interessierten Männer seiner Zeit faszinierte: „Ich vermag mich keiner selbsterworbenen, tiefer eingehenden Kenntniss der sanskritgrammatik zu rühmen; es genügt mir, die trefflichen arbeiten der forschers in diesem fach für allgemeine oder auffallende einzelne vergleichungen zu nutzen, welche man als bescheidene, unwesentliche zugabe zu meiner arbeit betrachte.“ (Vorrede zum 2. Bd. Dt. Gramm. p. 8.)

Es war also weder Unvermögen noch Mangel an Gelegenheit, sondern sein voller willentlicher Entscheid, der ihn abseits von der aufblühenden Indogermanistik stehen liess. Seine Haltung versteifte sich im Laufe seines Lebens von wohlwollender, oft spöttischer Gleichgültigkeit zu schroffer Ablehnung, eine Wandlung, die der wachsenden Arroganz der aufstrebenden Indogermanistik entsprach, welche bald den Anspruch der allein seligmachenden Sprachwissenschaft für sich erhob. In derselben Vorrede heisst es 1826 noch: „Die deutsche sprache nimmt bis jetzt noch meine angestrengten kräfte so sehr in anspruch, dass ich nur hin und wieder den blick über ihre grenze zu werfen wagen darf. Das angelegenste und liebste ist mir immer, mich innerhalb dieser schranke auszubilden, was ich darin finde und entdecke, fühle ich auch, wird einen dauerhafteren wert haben, als wenn ich bemüht wäre, vor der zeit die betrachtung unserer einheimischen quellen abzuschliessen und allgemeinern oder höheren sätzen nachzuhängen. Wer zu solchem geschickt ist oder geschickt werden wird, mag sich dessen, was meine untersuchungen darbieten, mit desto gefahrloserer sicherheit bedienen. Einen, der, ohne der indischen noch der deutschen sprachregel vollkommen mächtig zu sein, diese aus jener meistert, neide ich nicht um seine dürrer resultate“ (a. a. O. p. 8).

Auch die Kritik seiner Grammatik durch Bopp⁸⁷ scheint Grimm nicht viel anzugehen, obwohl dort seine ganze Ablauttheorie angegriffen wird: (Bopps) „Beurteilung meiner Grammatik in der neuen Berliner Literaturzeitung werden Sie gelesen haben, sie ist gelehrt und lehrreich, auch mir ganz recht, wiewohl keine Recension meines Buches.“ (Brief an Hupfeld⁸⁸, 10. Mai 1827.)

Überall, wo idg. Parallelen angeführt werden, geschieht es zur Bereicherung der Anschauung, zur Bestätigung von Erkenntnissen, die Grimm aus den germanischen Sprachen gewonnen hat, oder welche sehr oft als intuitive Gewissheit der empirischen Forschung vorangegangen waren. Dazu gehört die Theorie von den drei Urvokalen a, i, u, welche halb spielerisch schon in seinen Jugendbriefen auftaucht⁸⁹ und bis in die „Geschichte der dt. Sprache“ mit Bergen von Material verteidigt wird, wobei das Sanskrit als willkommener Kronzeuge aufgerufen wird. Umgekehrt dient das Zeugnis des altrömischen Rechtes dazu, das deutsche Recht vor dem einseitigen Vorwurf der Barbarei zu befreien (s. Dt. Rechtsaltertümer, Vorrede). „Die sämtlichen deutschen sprachen“ nehmen ihm „die vordere bühne ein“ (Gesch. d. dt. Spr. Vorrede), aber er weigert sich, sich „unter das Joch der allgemeinen Sprachvergleichung zu beugen“⁹⁰, er denkt nicht daran, sich den Massstab für die germanischen Verhältnisse aus dem Sanskrit zu holen, im Gegenteil, praktisch behandelt er das Gotische als eine Ursprache. So schreckt Grimm nicht davor zurück, nach einem auf Grund seiner Ablauttheorie rekonstruierten urgotischen Paradigma die älteren Verhältnisse im Lateinischen und Griechischen zu erschliessen, also den Spiess der Indogermanisten geradezu umzudrehen (Gesch. d. dt. Spr. p. 640 ff.).

Mit Recht aber betont Grimm die Eigengesetzlichkeit jeder einzelnen idg. Sprache, die sich nicht restlos aus dem Sanskrit erklären lasse; er verlangt, jede Sprache müsse zuerst aus sich selbst heraus verstanden werden. Darin berührt er sich eng mit Humboldt, der auch seine Vorbehalte gegenüber der formalistischen

87) Preuss. Jahrbücher für wiss. Kritik, Febr. 1827.

88) E. Stengel „Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen“ 1886—1910.

89) Brief an Lachmann, 18. Febr. 1821.

90) Brief an Vilmar, 5. Dez. 1840 (das.)

Methode Bopps machte und die innere Form jeder historischen Sprache gewahrt wissen wollte. Immer wieder kommt Grimm darauf zurück, die germanischen Sprachen seien nicht die späten Ableger des Sanskrit — das damals noch weitgehend als Ursprache behandelt wurde —, sondern sie seien Geschwister mit gleichen Rechten. „Wie weit immer die aussichten seien, die dem überraschten blick des sprachforschers das Sanskrit eröffnet... so verbleibt doch auch jeder der urverwandten sprachen ihre eigene durchsichtigkeit, die an bestimmter stelle wirksam sein muss. Die innern, den wortbedeutungen wärmer angeschlossenen ergebnisse scheinen mir zuweilen den scharfsinnigsten vermutungen überlegen, die auf die blossen lautverhältnisse und den weitgreifenden wechsel oder ausfall einzelner consonanten gegründet werden.“ (Einl. Dt. Wörterbuch, p. 47.) Noch energischer vertritt Grimm denselben Standpunkt in einem Brief an seinen Jugendfreund Weigand: „Meine etymologien streben auch festzuhalten, dass die ergebnisse der idg. sprachvergleichung zurückstehen müssen vor den ansprüchen, die unsere eigene sprache zu machen hat.“ (25. Mai 1853, Stengel, a. a. O.)

Diese Forderungen bleiben bestehen; und gerade die einseitige nivellierende Formalistik der späteren Sprachvergleichung hat die moderne Forschung wieder dazu gebracht, die individuelle Eigenart der historischen Einzelsprachen stärker in Rechnung zu ziehen. Trotzdem muss natürlich festgehalten werden, dass durch Jacob Grimms Weigerung, die indogermanistische Sprachvergleichung mitzumachen, ein grosser Teil seiner empirischen Einzelforschung sehr früh veraltet war⁹¹ und selbst seine bleibenden Erkenntnisse auf eine andere Grundlage gestellt werden mussten.

Diese willentliche Beschränkung in der Wissenschaft steht in innerem Zusammenhang mit Jacob Grimms menschlichem Verhalten. So wie er nie aus dem Kreis brüderlicher Verbundenheit hinaus in eine Ehe trat, so zog er den Finkenschlag auf seinem eigenen Apfelbaum der Pracht Italiens vor⁹². So lange als möglich in der engsten Heimat bleibend, spann er sich auch in dem lärmigen Berlin in sein Studierzimmer ein. „Hätten wir protestanten die sitte des klösterlichen lebens ohne andern mönchsdienst, so brächte

91) S. W. Scherers Vorwort zum Neudruck der Dt. Gramm. 1870.

92) S. Widmung der Dt. Gramm. an Savigny, (Kl. Schr. VIII, p. 29).

ich darin gern vor dem andrang der leute meine übrigen tage, die sich leicht umspannen lassen, geborgen zu. Es ist so meine natur, dass ich aus umgang und lehre immer weniger gelernt habe als durch mich selbst.“ (Brief an Lachmann 13. Mai 1840.)

Seinem Leben und seiner Wissenschaft, die eine unlösbare Einheit bilden, liegt als schöpferische Kraft Jacob Grimms leidenschaftliches Nationalgefühl zugrunde. Das Gesicht dieser nationalen Begeisterung hat sich im Laufe seines langen Lebens gewandelt, aber die Grundtendenz bleibt dieselbe; sie tritt beim alten Grimm noch viel schärfer hervor als in den Werken des Jünglings. In seiner Jugend war er durch die persönliche Bekanntschaft mit Brentano und Achim von Arnim in den Kreis der Heidelberger Romantik hineingezogen worden und teilte deren glühende Begeisterung für alles Volksmässige — Volk verstanden als Gegensatz zum Gebildeten, zum Menschen der Zivilisation überhaupt. In dieser Zeit sammelte er mit seinem Bruder zusammen die Märchen und Sagen, in dieser Zeit verteidigte er den mythischen, anonymen Ursprung des Nibelungenliedes gegen Lachmanns kritische Forschung.

Aber bald erwies sich diese Verehrung des Volkes als die bestimmende Kraft seines Lebens und Denkens. Sie wurde ihm zur eigentlichen Religion. Seine eigene irrationale Verbundenheit mit Mutter, Bruder und der hessischen Heimat, sein eigenes ursprungs- haftes Spracherlebnis sah er im Volk und seiner Weltanschauung wieder. Bald waren es nicht mehr die Bauern seiner Zeit, sondern das Volk als deutsche Nation in Gegenwart und Vergangenheit, dem seine religiöse Verehrung galt. „Weil ich lernte, dass seine sprache, sein recht und sein altertum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das vaterland erheben. Die eine arbeit ward mir zur andern, und was dort bewies, half auch hier stützen.“ (Dt. Mythologie, Vorrede.) Diese durchgehende Tendenz aller historischen Werke Jacob Grimms findet sich schon 1819 programmatisch formuliert: „Die toten stehen gleichsam auf, um die abkunft und die herrlichkeit unseres volkes zu bezeugen.“ (Vorrede Dt. Gramm. Kl. Schr. VIII, p. 41.)

Da Jacob Grimm die Deutschen seiner Gegenwart sich immer weiter von dem Ideal entfernen sah, das er in der Frühzeit verwirklicht glaubte, schuf er in rastloser Arbeit all die Werke, die das alte, starke Deutschtum der Vergangenheit darstellen wollen: nach der *Dt.* Grammatik die *Dt.* Rechtsaltertümer, die *Dt.* Mytho-

logie, die Geschichte der *Dt.* Sprache bis zum *Dt.* Wörterbuch, um diese Vision der wahren deutschen Nationalität als Damm dem fortschreitenden Zerfall entgegenzustellen.

Im Laufe seines Lebens nahm dieser Mythos des deutschen Volkes immer mehr politische Züge an. Während die *Dt.* Grammatik eine frohe Eroberung des weiten germanischen Sprachgebietes gewesen war, stand die *Dt.* Mythologie bereits in Abwehrstellung und spielte das auf festlandgermanischem Boden erhaltene mythologische Erbe gegen die Edda aus, und die Geschichte der *Dt.* Sprache, ein „durch und durch politisches buch“⁹³, bringt die Forderung nach der sprachlichen Unterwerfung des Holländischen unter die deutsche Hochsprache (p. 580 ff.). In der Einleitung zum *Dt.* Wörterbuch steigert sich das Lob alles „Vaterländischen“ zur hymnischen Verherrlichung: Das Wörterbuch „soll ein heiligtum der sprache gründen, ihren ganzen schatz bewahren, allen zu ihm den eingang offenhalten. Das niedergelegte gut wächst wie die wabe und wird ein hehres denkmal des volks, dessen vergangenheit und gegenwart in ihm sich verknüpfen“ (p. 12). Die Einleitung schliesst mit der berühmten Beschwörung, deren tragischen Unterton man nicht überhören darf, denn im Alter stand Jacob Grimm mit seiner Vision einsam in einer Zeit, deren politische Ziele ihm zutiefst widerstrebten: „Deutsche geliebte landsleute, welches reichs, welches glaubens ihr seid, tretet ein in die euch allen aufgetane halle euerer angestammten, uralten sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, euere volkskraft und dauer hängt an ihr.“

Dieser irrationale, eigentlich religiöse Impuls trieb Grimm rastlos von Werk zu Werk; er macht sich in der Bewertung der Tatsachen, oft auch nur in der Formulierung, bis in die äussersten Spitzen seiner Forschung bemerkbar. So erklärt Jacob Grimm die zweite Lautverschiebung aus der besonders stürmischen Kraft der süddeutschen Stämme und setzt sie mit deren politischer Macht in Beziehung. (Gesch. d. dt. Spr. p. 292 ff.) Der Terminus „Germanen“ wird beharrlich abgelehnt darum, weil er als ein keltisches Wort von aussen gekommen sei, ohne im Volke Aufnahme zu finden. „Deutsch“ dagegen, als Ableitung von *thiuda* sei der sinnvollste Name, den sich die Deutschen selbst geben konnten, und daher solle er in seinem alten Bedeutungsumfange beibehalten wer-

93) S. Widmung an Gervinus.

den (a. a. O. p. 545 ff.). Die Reformation wird nicht so sehr als geistes- und religionsgeschichtliche, denn als nationale Tat gewertet: Es ist „anzuerkennen, dass die reformation nachwüchse des heidentums ausrottete und die last des römischen bannes lösend unseren glauben zugleich freier, innerlicher und heimischer werden liess. (Fussn.: Gott stehen wir allenthalben nah, und er weiht uns jedes vaterland, von dem der starre blick über die alpen abzieht.“ (Dt. Myth. p. 5.) Man fühlt sich geradezu an Hutten erinnert.

Besonders in der „Geschichte der deutschen Sprache“ wird Grimms ganzes historisches Wissen manchmal geradezu überrannt von seinem Nationalismus, so wenn er die Mission seines Werkes in der Widmung an Gervinus ankündigt: „Es lehrt, dass unser volk nach dem abgeschüttelten joch der Römer seinen namen und seine frische freiheit zu den Romanen in Gallien, Italien, Spanien und Britannien getragen, mit seiner vollen kraft allein den sieg des christentums entschieden.“ Das alles sind aber nicht Worte des Siegesbewusstseins, sondern des verzweifelte Protestes gegen die ganze politische Entwicklung seiner Zeit, gegen die Revolutionäre von 1848, „diese selbstsüchtigen, die es nur gelüstet nach dem bodenlosen meer einer allgemeinheit, das alle länder überfluten soll.“ (das.)

In der religiösen Kraft seines mythischen Nationalgefühles liegt Grimms Stärke: hier liegen aber auch seine Grenzen. So wie sich Goethe in Pompeji mit Verachtung vom wirklichen Altertum abgewandt hat, so lehnt Grimm alles ab, was, aus fremden Sprachen geflossen, seiner Vision der deutschen Frühzeit widersprach. Diese Vision hat Grimm in einem Berg von Material verkörpert, aus ihr heraus hat er ein wissenschaftliches Riesenwerk geschaffen — darum müssen aber auch seine Grenzen anerkannt und verstanden werden. Es geht daher nicht an, mit Goethe und Wackernagel Jacob Grimm zwar zu lieben und zu loben, gleichzeitig aber von ihm zu fordern, er hätte sein Werk auf idg. Basis stellen sollen. Hätte er das gekonnt, wäre er nicht Jacob Grimm gewesen.

IV. Jacob Grimms Geschichtserlebnis

Um die Jacob Grimm eigene Geisteshaltung zu verstehen, muss man den Blick vom reifen Wissenschaftler zurück in die Zeit wenden, in der sich seine geistige Persönlichkeit formte und bildete, um sich bis in sein hohes Alter nicht mehr wesentlich zu verändern. Es sind die Jahre 1808-1811, in denen Jacob Grimm sich seiner Eigenart bewusst wird und sich in geistiger Hinsicht aus dem Freundeskreis der Heidelberger Romantik löst, um seinen ureigenen Weg zu gehen. Auch von seinem Bruder Wilhelm bedeuten diese Jahre eine gewisse geistige Trennung, über die deren lebenslange Gemeinschaft nicht hinwegtäuschen darf.

Aufschlussreich für das Verständnis von Jacob Grimms Eigenart sind vor allem die Auseinandersetzungen zwischen ihm und Achim von Arnim⁹⁴ sowie Jacob Grimms Gegensatz zu seinem Bruder Wilhelm in der Frage der Märchen und der Übersetzungen.

Die Diskussion mit Arnim entzündet sich an zwei Aufsätzen Jacob Grimms „Über Meister- und Minnesang“, zuerst erschienen im Neuen literarischen Anzeiger, 1807, (Kl. Schr. IV, p. 7 ff.) und den „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten“, Zeitung für Einsiedler Nr. 19, 1808 (Kl. Schr. I, p. 399 ff.). Darin hatte Jacob Grimm seine Theorie vom absoluten Gegensatz zwischen „Natur- (oder „Volks“-) Poesie“ und „Kunstpoesie“ verfochten, welche Arnim nun angreift. In seinem Brief vom 20. 5. 1811 setzt Jacob Grimm seine Anschauungen folgendermassen auseinander: „Die Volkspoesie tritt aus dem Gemüt des Ganzen hervor; was ich unter Kunstpoesie meine, aus dem des Einzelnen. Darum nennt die neue Poesie ihre Dichter, die alte weiss keine zu nennen ... sie ist ... eine Summe des Ganzen ... Ich sehe also in der Kunstpoesie ... eine Zubereitung, in der Naturpoesie ein Sichvonselbstmachen“ (p. 116, 118). Dieser Gegensatz wird historisch verstanden, als verschiedene Phasen der Menschheitsgeschichte. Die Entstehung der Volks- oder Naturpoesie fällt in die mythische Urzeit und ist, wie diese selbst, unwiderbringlich dahin: „Ich glaube, wie das Paradies verloren wurde, so ist auch der Garten alter Poesie verschlossen worden.“ (Steig p. 235.) Den Be-

94) In „Achim v. Arnim und Jacob und Wilhelm Grimm“, R. Steig, Stuttgart/Berlin 1904.

weis für diesen absoluten Bruch in der Menschheitsgeschichte findet Grimm — und das ist nun bezeichnend für sein ganz eigenartiges Geschichtserlebnis — in einem Mythos: „Du willst überhaupt nichts von Gegensätzen wissen; sie liegen doch in der ganzen Natur . . . ich widerlege Dich mit dem, der in allen Mythen wiederkehrt . . . Ich meine den Unterschied zwischen der goldenen, silbernen und eisernen Zeit, und was alle Mythen aussagen, lässt sich nicht wegräsonnieren, sondern ist wahr“⁹⁵ (a. a. O. p. 119).

Aus dieser mythischen Überhöhung der Naturpoesie folgt für Jacob Grimm zweierlei: einerseits eine unverhohlene Geringschätzung der Poesie der Gegenwart⁹⁶, andererseits eine unbeschränkte Ehrfurcht vor den Überresten dieser Urpoesie in Volkslied und Epos. Aus dieser mythischen Verehrung der Volkspoesie folgt erst als weiterer Schritt die wissenschaftliche Haltung Jacob Grimms: Da diese Überreste Fossilien eines älteren, abgestorbenen Lebens sind, haben sie heute nur noch historischen Wert; sie sind nur noch als Bausteine für eine „Geschichte der Poesie“ zu verwenden. Daher protestierte Jacob Grimm wiederholt gegen die Umarbeitungen der Volkslieder, die Brentano und Arnim vornahmen⁹⁷: „Du selbst hast Dir eben im Wunderhorn Verarbeitungen und Freiheiten mit alten Gedichten erlaubt, die ich auch für unrecht halte.“ (An Arnim, Steig p. 131). Ähnlich äussert er sich gegen seinen Bruder Wilhelm: „Sie“ (Brentano und Arnim) „wollen nichts von einer historischen genauen Untersuchung wissen, sie lassen das Alte nicht als Altes stehen, sondern wollen es durchaus in unsere Zeit verpflanzen, wohin es an sich nicht mehr gehört.“ (17. 5. 1809, Briefwechsel aus der Jugendzeit.)

Durch die mythische Überhöhung der Poesie der Urzeit sprach Jacob Grimm den Dichtern seiner Zeit die Fähigkeit ab, echte Poesie zu schaffen; andererseits tadelte er jeden Eingriff in die überlieferten Reste der Naturpoesie als Anmassung, ja als Sakrileg. Von dieser Einstellung musste sich Arnim sowohl als romantischer Dichter wie als Herausgeber des „Wunderhorns“ betroffen fühlen. Indem er Jacob Grimms Idol einer mythischen Volkspoesie an-

95) Vgl. die Wiederkehr desselben Mythos in der „Gesch. der dt. Sprache“, p. 4 (1853!), und in „Der Ursprung der Sprache“, Kl. Schr. I, p. 283 ff.

96) a. a. O., 29. 10. 1812.

97) Nicht als einziger seiner Zeit, vgl. F. Rieser „Des Knaben Wunderhorn und seine Quellen“, p. 15 ff., Dortmund 1908.

griff, verteidigte er seine Existenzberechtigung als Dichter überhaupt, und er „ärgerte sich“ daher, „die Welt . . . als einen Cadaver beschreiben zu hören, dem nichts zu liebe weiter getan werden kann, als eine Leichenrede aus seinen früheren Tagen, wo er noch am Leben, und was er da gesprochen, zusammenzusetzen“. (Steig p. 224.) Zornig bekämpft Arnim Jacob Grimms idealisierende Vorstellung von der „Reinheit“ und „Unschuld“ der Volkssagen: „So lass Dir denn sagen, weil Du zuweilen einer Behauptung zu liebe alle Gelehrsamkeit vergisst, dass die Hauptmasse von Volkssagen und -Liedern Zoten sind . . . Wenn Du von der Unschuld der Volkssagen sprichst, was sind denn die Hexenmythen?“ (Steig p. 273.) Der historischen Sicht Jacob Grimms setzt Arnim die eminent romantische Idee von der Zeitlosigkeit und Allgegenwärtigkeit der Poesie entgegen: „Die Poesie ist weder jung noch alt und hat überhaupt keine Geschichte“ (Steig p. 225). Für Arnim, und das gilt für alle Romantiker, ist die Poesie nicht eine einmalige Offenbarung mythischer Urzeit, sondern eine transzendente Realität, zeitlos und immer gegenwärtig, von den Dichtern jeder Zeit nur in verschiedener Form geschaut und gestaltet; daher fährt Arnim in demselben Brief fort: „Glaube mir, die Welt hätte noch so viel Poesie, als sie empfinden kann, und wenn alle poetischen Bücher . . . an einem Tage untergingen. Solange Gott und seine Gedanken noch grösser sind als der Mensch, wird es immer eine Poesie geben!“

Aus diesem Glauben an die zeitlos schöpferischen Kräfte in der Menschheit und in ihrer eigenen Seele kamen Arnim und Brentano zu der bekannten freien Gestaltung und Umgestaltung der Lieder des „Wunderhorns“; aus dem Glauben an die Unsterblichkeit aller echten Poesie bestimmten sie die Volksliedersammlung für das Volk ihrer Gegenwart.

In dieser ganzen Auseinandersetzung steht Wilhelm Grimm entschieden auf der Seite des Romantikers Arnim: „Wenn Du behauptest, dass bei der Natur- oder Nationaldichtung eben auch Besonnenheit sei, so gebe ich Dir das gleich zu, wie es ganz klar im Nibelungenlied und Homer ist, ebenso, dass Goethe's Fischer und König in Thule so gut ein Volkslied sei, als das beste in dem Wunderhorn, und der Unterschied ist gewiss nicht absolut, sondern nur zeitlich.“ (Steig p. 124.) Diese Stellungnahme wird für das Folgende wichtig werden.

Dass sich Jacob Grimm und die Herausgeber des „Wunderhorns“ über die Behandlung der gesammelten Volkslieder nicht einig waren, ist allgemein bekannt. Allein man begnügt sich im allgemeinen mit einer Gegenüberstellung von „Dichter“ und „Gelehrtem“⁹⁸, die aber den Kern der Sache nicht trifft, denn um diese Zeit ist Jacob Grimm noch kein Wissenschaftler — das wird ihm A. W. Schlegel bald gründlich nachweisen⁹⁹ — und zudem ist seine Auffassung vom Wesen der Volkspoesie nicht weniger „dichterisch“ als diejenige der eigentlichen Dichter. Jacob Grimms historisch-wissenschaftliche Methode ist erst die spätere Frucht dieser noch durchaus vorwissenschaftlichen mythischen Vision. Es sind in Wahrheit zwei fremde geistige Welten, die in dieser scheinbar äusserlichen Frage der Textgestaltung aufeinanderprallen.

Genau dieselbe geistige Kluft trennt nun aber Jacob Grimm auch von seinem Bruder Wilhelm. Auch dieser Gegensatz wurde schon verschiedentlich bemerkt, aber meist um in der Folge wieder verwischt zu werden. Der Mythos des in einer einzigen Stube arbeitenden Brüderpaares erwies sich immer wieder stärker als die sachlichen Gegebenheiten.

Wieder zeigt sich der geistige Gegensatz zunächst in der Frage der Gestaltung der gemeinsam gesammelten Märchen. Die direkten Belege für diese Auseinandersetzung sind spärlicher, aber deutlich genug: 1809 hält Wilhelm Grimm ihre gemeinsame Sammlung für abgeschlossen und schreibt an seinen Bruder: „Überhaupt fang' ich an zu glauben, dass ihr (der Kindermärchen) Kreis nicht sehr gross ist, und dass wir die meisten kennen, dass aber diese allgemein verbreitet sind.“ (1. 7. 1809, a. a. O.) Jacob Grimm aber widerspricht: „Wegen der Kindermärchen hast Du insofern nicht Recht, als wir von den wenigsten das rechte Detail wissen, und dieses ist es, was eben herauszubringen und aufzuschreiben wäre“ (10. Juli 1809). Einen Monat später kommt Jacob Grimm wieder auf seine Forderung, die Märchen in ihrer ursprünglichen Gestalt und Form zu erhalten, zurück: „Das Überarbeiten, das Hineinarbeiten in

98) So auch K. E. Gass in seiner Interpretation dieses Briefwechsels (K.-Wilh.-Inst. f. Kunst- und Kulturwiss., Rom, Heft 19/20, p. 31 ff.). So auch E. Tonnelat „Les frères Grimm, leur œuvre de jeunesse“, p. 204 ff., Paris 1912; am entschiedensten weist auf diese Gegensätze hin J. Lefftz in seiner Ausg. der Urfassung der Märchen, Heidelberg 1927, p. 23 ff.

99) In den Heidelberger Jahrbüchern 1815.

diese Sachen wird mir ewig zuwider sein, darum weil es als Notwendigkeit für die Zeit ein Irrtum und für das Studium der Poesie ein Ärger ist“ (10. September 1809). Wenig später fährt er den eigenmächtigen Wilhelm geradezu an: „Dass Dich mit Deiner Untereinanderarbeitung der alten Sagen und Bücher! . . . Wird nicht alles von selber durch ein wunderbares zartes Geheimnis geboren, so dass es lebendig ist, darum weil es da ist?“ (24. September 1809). Auch hier wird deutlich, dass Jacob Grimms wissenschaftliche Auffassung und Methode erst die nachträgliche Folge einer primär mythischen Vision ist.

Der sanfte Wilhelm Grimm scheint seinem energischen Bruder nicht offen widersprochen, sondern in aller Stille das getan zu haben, was ihm richtig schien, nämlich den rohen Stoff der überlieferten Märchen in reine Dichtung umzuarbeiten, eine Umgestaltung, die er schrittweise von Auflage zu Auflage vollzog¹⁰⁰, während Jacob Grimm „in der Grammatik versenkt war“¹⁰¹. Denn als echter Romantiker sah Wilhelm Grimm in den Märchen nicht tote Relikte einer untergegangenen Urzeit, die man nur noch einbalsamieren könnte, sondern lebendige Poesie, die er als geistige Nahrung den lebenden Menschen und besonders den Kindern wieder zuführen wollte.

Arnim steht bezeichnenderweise auf der Seite Wilhelm Grimms gegen Jacob; er schreibt an Wilhelm: „Du hast glücklich gesammelt, hast manchmal recht glücklich nachgeholfen, was Du dem Jacob freilich nicht sagst, aber Du hättest es noch öfter tun sollen“, eine Aufforderung, deren Wilhelm Grimm kaum bedurfte (Steig p. 319).

Obwohl es keinen Beleg dafür zu geben scheint, darf wohl angenommen werden, dass der Titel „Kinder- und Hausmärchen“ Wilhelm Grimms Idee war, denn dieser entspricht genau seinem Programm, während er mit Jacob Grimms „gänzlich gelehrtem Ziel“ einer „Geschichte deutscher Poesie“¹⁰² im Grunde unvereinbar ist. Damit ist bereits eines der indirekten Zeugnisse für den tiefen

100) Vgl. K. Schmidt „Die Entwicklung der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen“, Halle 1937, Bolte-Polivka KHM, Bd. 4, p. 451 ff.

101) Brief von J. Grimm an F. Pfeiffer, 19. 2. 1860, Germania 11, p. 249 ff.

102) Vgl. Jacob Grimms öffentlichen Aufruf zur Sammlung von Märchen, 1811: „Die Unternehmung soll durchaus kein sogenannt unterhaltendes Buch liefern, ihr gänzlich gelehrtes Ziel . . . besteht im Zusammentragen von Materialien zu einer Geschichte deutscher Poesie.“ KHM Bd. 4, p. 424.

Gegensatz zwischen Jacobs und Wilhelm Grimms Auffassung der Märchen zur Sprache gekommen; diese indirekten Hinweise, die man zu wenig beachtet zu haben scheint, lassen nun keinen Zweifel über die tiefe geistige Verschiedenheit des Brüderpaares übrig, über die deren lebenslange menschliche Verbundenheit nicht hinwegtäuschen darf.

Wilhelm Grimm nennt und versteht die Märchen als Kindergeschichten und reinigt sie daher in den späteren Auflagen systematisch in Motiven, Stil und Bildern von allem Unkindlichen. Jacob Grimm dagegen betont immer wieder: „Das Märchenbuch ist daher gar nicht für Kinder geschrieben, aber es kommt ihnen recht erwünscht, und das freut mich sehr; sondern ich hätte nicht mit Lust daran gearbeitet, wenn ich nicht Glaubens wäre, dass es den ernstesten und ältesten Leuten so gut wie mir für Poesie, Mythologie und Geschichte wichtig werden und erscheinen könnte“ (Steig p. 271). Noch deutlicher spricht er sich später in den verschiedenen Vorworten zu fremden Märchensammlungen aus: Märchen haben „für den Niederschlag uralter, wenn auch umgestalteter und zerbröckelter Mythen zu gelten“ (Kl. Schr. 8, p. 387). Ebenso äussert er sich 1846 in seinem Vorwort zu napoleitanischen Märchen: Märchen sind, „wie sich immer unzweifelhafter herausstellt, die wunderbaren letzten Nachklänge uralter Mythen, die über ganz Europa hin Wurzel geschlagen haben“ (Kl. Schr. 8, p. 193).

Mit dieser Einsicht Jacob Grimms ist die spätere Gestaltung der „Kinder- und Hausmärchen“ völlig unvereinbar. Diese sind, als das eigentliche Werk Wilhelm Grimms, zu einer lebenden, echt romantischen Dichtung geworden, deren Zauber bis heute noch nicht verblasst ist, die aber nichts mehr mit der wissenschaftlichen Märchenforschung zu tun hat, wie sie Jacob Grimm vorschwebte.

Der vor wenigen Jahren endlich publizierte¹⁰³ Briefwechsel der Brüder Grimm mit ihrem Lehrer Savigny bringt reiches Material für die geistigen Auseinandersetzungen, die sich in der Jugend zwischen den Brüdern abgespielt haben, da diese ihren gemeinsamen Lehrer geradezu als Schiedsrichter anrufen. Ein eigentlicher Kampf entzündet sich in diesen Briefen um Wilhelm Grimms Plan einer metrischen Übersetzung der Edda, den sein Bruder leidenschaftlich, zugunsten einer kritischen Ausgabe des

103) Von W. Schwof, Berlin 1953.

Textes, bekämpft. Jacob Grimms Grundsätze sind dieselben, welche er gegen Arnim, und in der Frage der Märchen gegen Wilhelm verfochten hatte — es handelt sich übrigens um dasselbe Jahr 1811 —, aber hier verteidigt er seine geistige Haltung mit noch viel grösserem Ernst. Seine langen Briefe mit ihren oft verworrenen, halb wissenschaftlichen, halb rein emotionalen Argumenten werden zu eigentlichen Verteidigungsreden. Das ist nur zu verständlich, wenn man sich Jacob Grimms Situation vorstellt: Er ist 26 Jahre alt, mitten im Ringen um die Gestalt seiner geistigen Persönlichkeit, äusserlich nicht mehr Jurist und noch nicht eigentlicher Sprachforscher, geistig mitten im Prozess der Verwandlung einer mythischen Vision in eine wissenschaftliche Denkweise — und findet sich nun mit all seinen schwer umkämpften, noch nicht zur vollen Klarheit durchgestalteten Erkenntnissen in absolutem Gegensatz zu seinem geliebten Bruder und zu allen seinen Freunden. Von dem hochverehrten Lehrer wenigstens hofft er anerkannt und bestätigt zu werden, war es doch Savigny gewesen, der ihn zuerst in das geschichtliche Denken eingeführt hatte. Aber Savigny, der Begründer der historischen Rechtsschule, kann die Berechtigung einer geschichtlichen Behandlung der Poesie noch nicht einsehen: zu Jacob Grimms bitterer Enttäuschung nimmt auch er Partei gegen ihn und für Wilhelm Grimm (s. den Brief vom 8. Juli 1811).

Diese Situation des jungen Jacob Grimm entbehrt nicht der Tragik. Er steht in völliger geistiger Einsamkeit, unverstanden von all denen, an deren Urteil ihm am meisten gelegen war. Um so bewundernswerter ist es, zu sehen, wie er sich, in tiefster Seele erfüllt von seiner Idee, durch nichts irremachen lässt, sondern diese Vision in Wissenschaft umsetzend sein gewaltiges Lebenswerk aufzubauen beginnt.

Versuchen wir uns zu vergegenwärtigen, welches geistesgeschichtliche Geschehen sich in dem Gegensatz zwischen Jacob Grimm und den Romantikern abzeichnet.

Am „Wunderhorn“ und an den „Kinder- und Hausmärchen“ hatte Jacob Grimm mitgearbeitet, solange sie Bausteine zu einer „Geschichte der Poesie“ zu werden versprochen, von beiden Unternehmungen hatte er sich zurückgezogen, als sie in echt romantischem Sinne zu Denkmälern für das zeitlose Leben der Poesie

wurden. Wahre Geistigkeit und echte Poesie gibt es für Jacob Grimm nur in der bis auf wenige Spuren untergegangenen mythischen Urzeit. Er sieht die Menschheitsentwicklung als einen einzigen tragischen Niedergang, als einen Abfall von den alten Göttern.

„Alle meine Arbeit . . . beruht darauf, zu lernen und zu zeigen, wie eine grosse epische Poesie über die Erde hin gelebt und gewaltet hat, und nach und nach von den Menschen vergessen und vertan worden ist“ (an Arnim, 29. 10. 1812. Steig p. 234). „Die alten Menschen sind grösser, reiner und heiliger gewesen als wir, es hat in ihnen und über sie noch der Schein des göttlichen Ausganges geuchtet“ (an denselben, 20. 5. 1811. Steig p. 117).

Manchmal scheint sich Jacob Grimms Erlebnis mit der christlich-heilsgeschichtlichen Auffassung zu berühren: auch er sieht die Menschheit ausgestossen aus einem Paradies, dem „Garten alter Poesie“, aber im Grunde ist sein Erlebnis völlig unchristlich darum, weil er an keine Erlösung glaubt, unromantisch, weil er an keine Rückkehr zu der ursprünglichen Geistigkeit durch eigene Kraft glaubt, wie das doch ursprünglich das Ziel und der Glaube der Romantik gewesen war.

Friedrich Schlegel nennt in seinen „Philosophischen Vorlesungen“ die Poesie das „transzendente Gedächtnis der Menschheit“, Poesie sei aber „nicht sowohl eine Erinnerung an Ehemals, als eine Erinnerung von Ewigkeit“ (Ges. Werke, Bd. 15, p. 84. Wien 1846). Mit Jacob Grimm vollzieht sich der Umschwung der Romantik aus dieser transzendentalen Perspektive in die historische Denkrichtung. Poesie, Mythos und Sprache werden jetzt zu „Erinnerungen an Ehemals“; die Geschichte, die in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gegliederte Zeit, wird zur eigentlichen existentiellen Grundlage, nicht mehr die Beziehung zwischen Immanenz und Transzendenz, zwischen Zeit und Ewigkeit.

Die Auseinandersetzung zwischen Arnim und Jacob Grimm geht im Grunde um die Frage: Ist die Poesie zeitlos, transzendent — oder ist sie geschichtlich, immanent? wobei „Poesie“ für die Gesamtheit des Geistigen in der Menschheit steht. Daher verteidigt Jacob Grimm in dem Gegensatz von „Natur-“ und „Kunstpoesie“ sein Erlebnis der Geschichte im allgemeinen. Er entgegnet Arnim: „Sprichst Du aber den Gegensatz alter und neuer Poesie ab, so könntest Du eine Menge anderer, woran Du doch gewiss glaubst,

leicht auf ähnliche Weise verflüchtigen, wo wir dann kalt, im Nebel ohne Gestalt und Freude stehen würden; wie erquicklich ist uns z. B. der Gegensatz von Vergangenheit und Zukunft, ohne den auch keine Geschichte wäre“ (29. 10. 1812).

Hier ist die Geschichte zur einzig möglichen Denk- und Existenzform geworden. Jetzt wird die wissenschaftliche — und das heisst von nun an historische — Verarbeitung des Kulturgutes aus aller Welt, das die älteren Romantiker entdeckt hatten, möglich und auch notwendig, weil jetzt alles erst in das neue geschichtliche Denkschema eingeordnet werden muss, um verstanden zu werden. Ohne die Orientierung an der Geschichte steht der Mensch jetzt „kalt, im Nebel ohne Gestalt und Freude“. Jetzt tritt die historische Grammatik an die Stelle der „Philosophie der Sprache und des Wortes“ im Schlegelschen Sinne. In diesem Umschlagen der transzendentalen — gleichsam vertikalen — Denkrichtung der frühen Romantik in eine immanent-horizontale Perspektive ist der Historismus Jacob Grimms begründet.

Jacob Grimms Geschichtserlebnis vollzieht sich noch in einem Bewusstsein, das seinen adäquaten Ausdruck in einem Mythos findet, im Mythos vom goldenen, silbernen und ehernen Zeitalter; der junge Jacob Grimm stellt noch die „Heiligkeit und Reinheit“ der „alten Menschen“ der gesunkenen Menschheit der Gegenwart entgegen. Aber das darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Existenzbewusstsein des Historismus auch bei Jacob Grimm schon rein immanent ist, die transzendente Dimension ist aufgegeben. Daher ist es möglich, dass sich der Mythos vom Goldenen Zeitalter so ausserordentlich schnell säkularisiert. Wenig später schon zeichnet sich z. B. die Sprache des Goldenen Zeitalters nicht mehr durch ihre Geistigkeit, ihre Nähe zum göttlichen Ursprung aus, sondern durch „sinnliche Schönheit“ und „leibliche Vollkommenheit“: „Es ist leicht wahrzunehmen, dass der rede geistiger fortschritt überhaupt abzuweichen scheint von der älteren sprache leiblicher vollendung“ (Gesch. d. dt. Spr. p. 293). „Die sprache, verarmend an sinnlicher fülle und behendigkeit beginnt sich mehr an geistige verknüpfung der gedanken zu gewöhnen“ (das. p. 15). „In der alten sprache herrscht die sinnliche flexion, in der neuen die geistige syntax“ (Dt. Gramm. Bd. 4, Vorrede, Fussnote p. 14).

„Leibliche Vollendung“, „sinnliche Fülle“: das sind völlig immanente, denkbar unromantische Werte. Der Prozess der Säkulari-

sierung vollzieht sich in ständiger Verhärtung sichtbar vom Werk zu Werk Jacob Grimms. Der menschheitliche Mythos vom Goldenen Zeitalter verwandelt sich in den Mythos der geschichtlichen deutschen Nation, und dieser selbst nimmt immer mehr politische Züge an, wie wir früher gesehen haben. Von diesem nun völlig verweltlichten, nationalgeschichtlichen Bewusstsein aus ist es möglich, dass Jacob Grimm in der „Deutschen Mythologie“ zu einer kaum verhüllten Feindseligkeit gegen die unnationale Geistigkeit des Christentums gelangt (Einleitung): „Das Christentum war nicht volksmässig. Es kam aus der fremde und wollte althergebrachte einheimische götter verdrängen, die das land ehrte und liebte... Allem dem sollte das volk entsagen, und was sonst als treue und anhänglichkeit gepriesen wird, wurde von verkündigern des neuen glaubens als sünde und verbrechen dargestellt und verfolgt... Die heidenbekehrer strengfromm, enthaltsam, das fleisch tötend, nicht selten kleinlich, störrisch und in knechtischer abhängigkeit von dem entlegenen Rom mussten das nationalgefühl (!) vielfach verletzen... Für die gewonnene ruhe der seele, für den verheissenen himmel gab der mensch seine irdischen freuden und die erinnerung an seine vorfahren... (Es) bricht... zuweilen rührende klage über den verlust der alten götter, oder ehrenwerter widerstand aus gegen die äusserlich aufgedrungene neuerung.“ Eine derartige Feindschaft gegen das Christentum ist den romantischen Mythologen insgesamt völlig fremd. Im Alter endlich verteidigt Jacob Grimm in seiner Abhandlung über den „Ursprung der Sprache“ (a. a. O.) die rein menschlich-empirische Entstehung der Sprache, was eine totale Absage an die mythische Vision seiner Jugend scheinen könnte, letztlich aber nur die Ausgestaltung seines von allem Anfang an immanenten Geschichtserlebnisses darstellt.

Im Gegensatz zum späteren Historismus gesehen, kann man aber Jacob Grimms Geschichtserlebnis trotzdem durchaus romantisch nennen, da es sich nicht in rationalen Überlegungen, sondern in der Form eines Mythos vollzieht. Jacob Grimm erlebt noch nicht eine neutrale Abfolge von Zeitabschnitten, von Geschichtsphasen, sondern er sieht einen absoluten Bruch zwischen Vergangenheit und Gegenwart, einen Abstieg und einen Zerfall der Vollkommenheit des Goldenen Zeitalters zur eisernen Gegenwart. Die transzendente Spannung, welche die ältere Romantik zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit erlebt hatte, nimmt Jacob

Grimm in sein immanentes Geschichtserlebnis mit hinüber. Daher bleibt sein Denken bis zu seinem Tode — allen rationalistischen Blasphemien seines Alters zum Trotz — mythischer Natur, und aus seinem mythischen Erleben allein ist seine ungeheure schöpferische Leistung zu verstehen.

AUGUST SCHLEICHER
1821—1868

Wenn man von Jacob Grimm zu einer Betrachtung August Schleichers übergeht, betritt man eine völlig neue Welt. Obwohl Schleicher eigentlich der Zeitgenosse Jacob Grimms ist — er starb ja nur fünf Jahre nach diesem — ist er doch eine ganze Generation jünger und geht damit schon von völlig anderen geistesgeschichtlichen Voraussetzungen aus. Anders ist vor allem sein Verhältnis zu seiner Zeit. Während der alte Jacob Grimm als einsame, unzeitgemässe Gestalt in einer seinem ganzen Denken und Glauben fremden Zeit steht, gehört Schleicher schon seinem Temperament nach grundsätzlich zur Avantgarde. Indem sich die vordere Front aber ständig verschiebt, ändern sich auch die Anschauungen Schleichers in eben dem Masse. Er erscheint oft geradezu als das Sprachrohr des Zeitgeistes, als der Mann, der die jedesmal aktuellen Tendenzen in klare Formulierungen bringt, deren oft dogmatischer Charakter doch nichts von der Endgültigkeit von Jacob Grimms Grundsätzen hat.

Gerade die Zeitbedingtheit seines Denkens ermöglicht aber aufschlussreiche Beobachtungen. Schleicher übernimmt das gesamte geistige Erbe der Sprachwissenschaft des frühen 19. Jahrhunderts; er vereinigt in sich in gewissem Sinne die Tendenzen Humboldts, Bopps und Grimms, verwandelt sie und führt sie bis an die Schwelle dessen, was man den Positivismus nennt, um diese zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts gesamthaft dem Idealismus der frühen Sprachwissenschaft gegenüberzustellen. Ohne eine Kenntnis von Schleichers Werk, seinen Axiomen und Methoden, sind die Prinzipien der späteren positivistischen Sprachwissenschaft nicht zu verstehen, da diese im wesentlichen eine Fortführung Schleicherscher Tendenzen oder aber eine Reaktion auf ihn darstellen. In Schleichers Schaffen das Herauswachsen einer materialistisch-positivistischen Sprachauffassung aus den idealistischen Grundlagen, wie wir sie in den Abschnitten über Wilhelm von Humboldt und Jacob Grimm

kennengelernt haben, zu verstehen, sollen die folgenden Ausführungen versuchen.

August Schleichers Stellung in der Entwicklung der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts scheint sehr einfach zu definieren. Er ist bekannt als der Verfasser des „Compendium der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen“ (1. Auflage Weimar 1861), der „Formenlehre der kirchenslavischen Sprache“ (Bonn 1852) und als der Urheber der eher berüchtigten Flugschrift über „Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft“ (Weimar 1863). Im wesentlichen lebt heute noch das Bild Schleichers weiter, wie es Delbrück in seiner „Einleitung in das Sprachstudium“ (1. Auflage Leipzig 1880) in sehr sorgfältiger Weise gezeichnet hat. Darin skizziert Delbrück in grossen Zügen Schleichers naturwissenschaftliche Sprachauffassung und geht dann rasch zu einer Würdigung seiner Verdienste um die Weiterentwicklung der idg. Sprachwissenschaft über, in welchen er Schleichers Hauptleistung sieht, zu der seine anderen Werke nur eine Art Fingerübungen waren: „Schleicher war somit in der denkbar vielseitigsten Weise auf das Hauptwerk seines Lebens vorbereitet, das Compendium der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen, welches, da ein früher Tod ihn von weiteren grossen Plänen abrief, uns zugleich als die Krönung seiner ganzen Wirksamkeit gelten muss“ (5. Aufl. p. 88). Es folgt darauf eine sehr plastische Gegenüberstellung des Compendiums mit Franz Bopps „Vergleichender Grammatik“, welche im grossen und ganzen zugunsten Bopps ausfällt: „Das ältere Werk lässt sich mit der Darstellung eines interessanten Prozesses vergleichen, das jüngere mit den Paragraphen einer Gesetzesammlung“ (a. a. O. p. 89).

Durch diese Einordnung des Schleicherschen Gesamtwerkes in die Familie der grossen idg. Grammatiken, deren dritte Generation der „Grundriss“ Brugmanns und Delbrücks sein wird, erscheint Schleicher in erster Linie als ein Kodifikator, der die Ergebnisse der idg. Sprachwissenschaft seiner Zeit in ein Handbuch zusammenfasst und sie damit weiteren Kreisen von Studierenden zugänglich macht.

Streitberg¹⁰⁴ ergänzt Delbrücks Darstellung durch einen Hinweis auf das starke hegelianische Element in Schleichers darwinistischer Sprachtheorie, das auch Delbrück in seinen späteren

104) IF 7, p. 360 ff.

Auflagen mehr berücksichtigt. Dass in neuester Zeit wieder biographische Anekdoten aus dem Leben Schleichers in Prag ausgegraben werden¹⁰⁵, welche diesen als slavophilen Deutschen charakterisieren, hat tendenziöse Gründe und bringt nichts wesentlich Neues.

Das einseitige Bild Schleichers als des Verfassers eines idg. Handbuches wird aber seiner geistigen Persönlichkeit in keiner Weise gerecht. Diese ist im Gegenteil ausserordentlich komplex und vieldeutig. In Schleichers geistiger Entwicklung, die wir nur über zwanzig Jahre, von seinem ersten Werk (1847) bis zu seinem Tode (1868) verfolgen können, zeichnet sich eine der entscheidenden Wendungen der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ab; ja in Schleichers persönlicher Entwicklung wird die Veränderung des gesamten geistigen Klimas dieser Zeit fühlbar.

Vielseitigkeit in Denken und Schaffen ist das charakteristische Merkmal von Schleichers Persönlichkeit. Das gilt nicht nur für seine sprachwissenschaftliche Tätigkeit, sondern für seine ganze Lebensführung überhaupt. Schon als Student in Tübingen (1841-43) widmete er sich neben seinem eigentlichen theologischen Studium eifrig der Sprachwissenschaft, der Philosophie und der Musik, die er beide auch weiter pflegte, als in Bonn die Sprachwissenschaft zu seinem eigentlichen Arbeitsgebiet wurde (1843). Gleichzeitig war er politischer Journalist, was ihn in Prag später verdächtig machte. Dazu war er ein begeisterter Turner und Leiter von Männerturnvereinen; selbst im Studierzimmer des k. u. k. Professors in Prag fanden die Besucher zu ihrem Befremden einen Barren stehen. In Jena (seit 1857) trug seine wissenschaftliche Gärtnerei zu seinem Lebensunterhalt bei, was um so notwendiger war, als der damals europäisch berühmte Schleicher in Jena nicht einmal ein Ordinat zu erlangen vermochte. Sein Schüler Johannes Schmidt schildert, wie in Schleichers letzten Jahren grammatische Arbeiten am Schreibtisch ständig wechselten mit der Pflege seiner berühmten Gewächssammlung und mit pflanzenphysiologischen Untersuchungen am Mi-

105) Trnka in Zs. f. Phonetik u. allg. Spr.wiss., 6. Jg. 1952, H. 1/2, p. 134 ff.; R. Fischer in Zs. f. Slavistik Bd. I, 1, p. 101 ff.; vgl. ferner: S. Lefmann „August Schleicher“, Leipzig 1870; Joh. Schmidt in Allg. Dt. Biographie Bd. 31, Leipzig 1890; A. Vaniček: „Erinnerungen an Prof. A. Schleicher in Prag“, neu abgedruckt in: K. Glaser: „A. Vaniček“, Wien 1885. Den letzteren beiden Aufsätzen werden alle biographischen Daten entnommen.

kroskop. Ein „bis auf den obersten Knopf zugeknöpfter Mann“, wie ihn Vaniček beschreibt, liebte er es andererseits, mit Freunden und Schülern Ausflüge nach den „Bierdörfern“ der Umgebung zu machen, von denen auch Hugo Schuchardt¹⁰⁶ erzählt, wobei ebensoviele diskutiert wie getrunken wurde. Schon in Prag hatte Schleicher seine Kenntnisse des Tschechischen mit Vorliebe in der Bierchenke von Novotny praktisch geübt und gefördert, oft nicht ohne Anstoss zu erregen durch seine radikalen Ansichten oder dadurch, dass er den nationalistischen Tschechen Germanismen in ihrer Sprache verbesserte. Alle seine Nebenbeschäftigungen trieb er nicht leichtthin zur Erholung, sondern mit System und mit derselben Leidenschaft wie seine sprachwissenschaftliche Forschung, die daher stark von seinen andern Interessengebieten beeinflusst wurde. Am augenfälligsten ist dies bei der Botanik, nahm er doch deren Terminologie und Methode geradezu in die Sprachwissenschaft mit hinüber. Aber auch seine musikalischen Kenntnisse kamen der Philologie zugute, indem er in Litauen an Ort und Stelle die Melodien der Dainos aufzeichnete und mit einer Klavierbegleitung versehen herausgab, wie wir noch sehen werden.

Man muss diese vielseitige, höchst eigenwillige Persönlichkeit August Schleichers vor Augen haben, um seine Sprachwissenschaft zu verstehen, denn diese trägt den Stempel derselben exzentrischen Originalität.

Schleichers linguistisches Gesamtwerk lässt sich, wenn man von der dabei in Erscheinung tretenden Methode ausgeht, in drei grosse Gruppen aufteilen. Vom Objekt seiner Forschung her gesehen, also den behandelten Sprachen, käme man zu einer viel grösseren Anzahl von Spezialgebieten, gab es doch vom Chinesischen bis zu den Indianersprachen, von den idg. Sprachen ganz abgesehen, kaum eine Sprache, mit der sich Schleicher nicht, wenn auch oft nur flüchtig, beschäftigt hätte. In dieser Arbeit sollen ja aber nur sprachwissenschaftliche Methoden und die ihnen zugrunde liegenden Sprachauffassungen betrachtet werden. Wenn nun diese drei Hauptgruppen von Schleichers Werk kurz besprochen werden, soll dabei wieder das Sachliche vor dem Grundsätzlichen in den Hintergrund treten; aus jeder Gruppe werden auch nur die Hauptwerke erwähnt¹⁰⁷.

106) Sitzungsber. d. Acad. d. Wiss. Wien, Bd. 204, 2. Abh., p. 16.

107) Vollständige Bibliographie Schleichers s. bei J. Schmidt a. a. O.

Am Schluss soll versucht werden, den oben angedeuteten geistesgeschichtlichen Übergang vom Idealismus zum Positivismus aus der Betrachtung des Gesamtwerkes herauszulesen.

I. Schleicher als Indogermanist

Unter diesen Gesichtspunkt fallen, da ja von der Methode ausgegangen werden soll, nicht alle Werke Schleichers, die sich mit idg. Sprachen beschäftigen; andererseits gehören dieser Gruppe nicht nur Schleichers vergleichende indogermanistische Studien an, die im Compendium ihren Abschluss fanden, sondern auch alle seine Spezialarbeiten als Slavist, vor allem also die „Formenlehre der kirchenslavischen Sprache“ sowie die Mehrzahl seiner Zeitschriftenaufsätze.

In diesen Werken setzt Schleicher im Prinzip Bopps Methode fort, Laute und Formen der idg. Sprachen zu vergleichen und damit u. a. zur Erkenntnis der engeren Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den einzelnen idg. Sprachen zu gelangen. Gemeinsam ist diesen beiden Hauptwerken, der „Formenlehre des Kirchenslavischen“ und dem Compendium, der Zusammenhang mit Schleichers akademischer Lehrtätigkeit; beide bieten nicht sowohl eigene wissenschaftliche Errungenschaften dar, als klare, dem pädagogischen Bedürfnis angepasste Auszüge und Zusammenfassungen aus den massgebenden Forschungswerken. Dieses Verhältnis wird auch im jeweiligen Vorwort im Zusammenhang mit einer kritischen Quellenangabe ausführlich dargelegt. Die Hauptleistung des Verfassers bestand also in beiden Werken in der vollständigen und kritischen Übersicht über das bisher auf diesem Gebiet Geleistete und in der klaren Anordnung des Stoffes. Mit einer Selbstverleugnung, die dem leidenschaftlichen Forscher nicht leicht gefallen sein muss, wird denn auch, dem Zweck der Werke entsprechend, alles Subjektive im Kommentar zu den dargelegten sprachlichen Tatsachen unterdrückt und höchstens im Vorwort persönlichen und kritischen Bemerkungen Raum gegeben. Beide Werke eignen sich daher, wieder streng ihrer Bestimmung als Handbücher entsprechend, eher zum Nachschlagen und Auswendiglernen, denn als Anleitung zum selbständigen Forschen, da durch die Strenge, und die vor

allem im Compendium oft trügerische Klarheit der Darstellung, die Probleme der Forschung eher verschleiert als anregend herausgehoben werden.

Schon aus diesen durch das pädagogische Bedürfnis geschaffenen Bedingungen, unter denen diese Werke entstanden sind, ist ersichtlich, wie ungerecht es ist, wenn man von Schleichers wissenschaftlichem Gesamtwerk immer nur diese zwei Handbücher berücksichtigt. An praktischer Brauchbarkeit überragen sie allerdings seine andern Werke, die Litauische Grammatik, auf die wir noch zu sprechen kommen, vielleicht ausgenommen. In bezug auf originelle geistige Leistung aber bieten diese Handbücher gerade am wenigsten; hier steht Schleicher weitgehend auf den Schultern Bopps und, für das Slavische, Miklosichs.

Trotzdem brachte auch hier Schleicher einige neue methodische Prinzipien in die Indogermanistik, welche für die Zukunft der Wissenschaft von grösster Bedeutung werden sollten. Das Wichtigste ist der von Schleicher erstmals unternommene Versuch, die Formen der idg. Ursprache zu rekonstruieren. Er wurde darauf geführt durch die methodische Verwirrung, welche daraus entsprang, dass man Sprachformen ganz verschiedenen Alters ohne weiteres miteinander verglich. Es galt für ihn zunächst, alle Lautveränderungen, welche eine Sprache nachweislich erlitten hatte, zusammenzufassen, um auf ihre älteste erschliessbare Form zu kommen¹⁰⁸; durch den Vergleich dieser Vorformen der historischen Sprachen gelangte Schleicher von selbst zur Rekonstruktion der idg. Urformen. Damit war das Sanskrit, das Bopp noch weitgehend als Ursprache behandelt hatte, aus seiner Vorrangstellung verdrängt. Die bewundernde Voreingenommenheit für die Ursprünglichkeit des Sanskrit war allerdings so stark, dass die praktischen Folgen von dessen Gleichschaltung mit den andern idg. Sprachstämmen erst etwa zehn Jahre nach Schleichers frühem Tod in Erscheinung traten, in der Erkenntnis der — vom Sanskrit verschiedenen — ursprünglichen Vokalverhältnisse des Indogermanischen. Aber Schleicher hat in dieser Beziehung den Boden theoretisch vorbereitet, wenn er auch dessen Früchte nicht mehr selbst erntete. Dieser Situation werden wir bei Schleicher immer wieder begegnen.

108) Als Forderung erstmals aufgestellt in den „Sprachen Europas in systematischer Übersicht“, Bonn 1850, p. 22, 163.

Nach dem Ziel, alle Lautveränderungen einer Sprache gesamthaft zu erfassen, ist auch der Aufbau des Compendiums ausgerichtet, was Delbrück und Brugmann nicht mehr verstanden zu haben scheinen, als sie Schleicher vorwarfen, mehr eine Serie von Einzelgrammatiken aneinandergereiht, als eine synthetische idg. Grammatik geschaffen zu haben¹⁰⁹. Tatsächlich behandelt Schleicher das Vokal- resp. Konsonantensystem jeder Sprache für sich, um es gesamthaft dem rekonstruierten idg. System gegenüberzustellen. Gleichzeitig wird darin Schleichers Bemühen sichtbar, die innere Form jeder Sprache in ihrem Lautsystem darzustellen, während Bopp die Einzelsprache vollständig atomisierte, ein Verfahren, das Brugmanns „Grundriss“ noch extremer fortsetzen wird.

Andererseits gab diese einzelsprachliche Behandlung der Lautlehre Schleichers erstmals die Möglichkeit, eigentliche Lautgesetze zu formulieren, da diese ja meist nur für eine bestimmte Sprache Geltung haben. Auch diese Tatsache, dass Schleicher die eigentliche methodische Grundlage für die Festlegung der Lautgesetze geschaffen hat, scheint Delbrück übersehen zu haben, denn er fragt sich (a. a. O. p. 91 ff.), wie sich wohl Schleicher grundsätzlich zu der damals (1880 1. Aufl. der „Einleitung“) so aktuellen Frage der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze gestellt habe und kommt zu dem Schluss: „So ist jedenfalls festzuhalten, dass Schleicher den Satz von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nicht in die grosse Bewegung geworfen hat. Es war einer späteren Zeit vorbehalten, sich seiner bewusst zu werden und ihn als Leitstern für die wissenschaftliche Arbeit zu proklamieren“ (p. 92). Damit ist also für Delbrück das Urheberrecht dieses Prinzips für die Junggrammatiker gesichert. Tatsächlich hat sich aber Schleicher nicht nur wiederholt über die Gesetzmässigkeit der Sprachentwicklung ausgesprochen, sondern im Hinblick auf Bopp die Ermittlung dieser Gesetze geradezu zum Ziel der „Glottik“, d. h. der eigentlichen Sprachwissenschaft gemacht (s. „Darwin“ a. a. O. p. 9). Ausserdem stellt er schon zu seiner Zeit fest, dass sich an dieser Frage der strengen Beobachtung der Lautgesetze die Geister scheiden, wobei er sich ausdrücklich zur Partei der strengen Observanz bekennt (Comp. 4. Aufl. Weimar 1876, p. 15 Fussn.). Diese eindeutige Stellungnahme scheint Delbrück übersehen zu haben.

¹⁰⁹) „Einleitung“ a. a. O., p. 89, Vorwort zum „Grundriss“, 1. Bd., Strassburg 1886, p. IV.

Als Indogermanist hat Schleicher also die für die Weiterentwicklung der Wissenschaft bedeutsame Funktion des Ordners, Sichtens, Kodifizierens ausgeübt. Er nahm in sachlicher Hinsicht ein Inventar des bisher Geleisteten auf, schied das Unbrauchbare aus und stellte die methodischen Prinzipien, die sich bisher bewährt hatten oder deren Anwendung jetzt reif wurde, übersichtlich zusammen. Denn auch seine wesentlichste Neuerung, die Rekonstruktion der idg. Grundformen, war wohl nicht eine ganz persönliche Entdeckung, sondern sie lag gleichsam in der Luft; Schleicher machte daher auch nie viel Aufhebens davon. Vielleicht eben, weil das Sanskrit praktisch für ihn nicht aufhörte, das Mass aller idg. Sprachen zu sein, ist ihm die zukunftsfruchtige Bedeutung seiner Neuerung gar nicht voll zum Bewusstsein gekommen.

II. Schleicher in Litauen

Schon Bopp hatte die hohe Bedeutung des Litauischen für die Vergleichung der idg. Sprachen erkannt und ihm auch in der ersten Auflage seiner Vergleichenden Grammatik einen verhältnismässig grossen Platz eingeräumt. Er stützte sich dabei auf die Litauische Grammatik von Ruhig¹¹⁰ und auf Sprachproben aus einer litauischen Bibelübersetzung. 1843 begannen die „Beiträge zur Kunde der litauischen Sprache“ von Kurschat zu erscheinen, deren Genauigkeit in der Wiedergabe der Sprache Schleicher wiederholt rühmt. Was damals sonst noch an Quellen für das Litauische zur Verfügung stand, zählt Schleicher im Vorwort zu seiner Litauischen Grammatik auf. Es fehlte aber immer noch eine nach den Prinzipien der Indogermanistik aufgebaute wissenschaftliche Grammatik, welche nun Schleicher zu verwirklichen plante. Er begnügte sich aber nicht damit, das an sich reichlich vorhandene Material neu zu ordnen und systematisch zusammenzustellen, sondern er beschloss, die litauische Sprache im Lande selbst aus der Rede der lebenden Menschen aufzunehmen, da er es als eine unumgängliche Voraussetzung für die Grammatik einer lebenden Sprache betrachtete, dass der Verfasser diese Sprache selbst gehört und gesprochen

110) Herausgegeben von Mielcke, Königsberg 1800.

habe. Zudem waren die älteren Werke, Kurschats „Beiträge“ ausgenommen, normative Grammatiken, welche „die Sprache nicht selten schulmeistern“ (Schleicher, Vorwort) und daher im einzelnen mit Vorsicht zu gebrauchen waren; als normative Grammatiken hielten sie sich auch ausschliesslich an die Schriftsprache und berücksichtigten die dialektalen Eigenarten nicht, auf welche Schleicher besonderes Gewicht legt.

Dabei war sein Aufenthalt in Litauen im Sommer 1852, zu dem er sich erst die Mittel erbitten musste, alles andere als eine Vergnügungsreise. In seinen an Ort und Stelle abgefassten „Briefen aus Litauen“ an die Academie der Wissenschaften in Wien¹¹¹ schildert er drastisch die innern und äussern Schwierigkeiten seiner Arbeit: „Wenn der Stil viel zu wünschen übrig lässt, so muss ich sehr um Entschuldigung bitten. Die entsetzlichen Schaaren der Fliegen lassen mir im Zimmer keine Ruhe, und sitze ich wie jetzt im Freien, so sind es die Sumpfschnaken und der Wind, die mich zu steter Gegenwehr nötigen“ (p. 540). „Viel Mühsal und Entbehrung erleide ich zwar — so sind z. B. meinem jetzigen Wirte Teller völlig fremd, wir speisen aus gemeinsamer Schüssel...“ (p. 557).

Es gibt nichts, wofür sich Schleicher in Litauen nicht interessiert hätte: Von der Beschreibung des Hausgerätes, der Nationalgerichte, der Sitten und Gebräuche bis zu einem Inventar der litauischen Mythologie und des Gespensterglaubens enthalten diese lebendigen Forschungsberichte alles; sie bieten eine reiche volkskundliche Materialsammlung, die für die allseitige Offenheit Schleichers Zeugnis ablegt. Gleichzeitig skizziert er auch schon die wissenschaftliche Verarbeitung seines Materials. So verbindet er seine Aufzählung litauischer Dämonen mit einer exakten Beschreibung ihrer Funktion und ihres Wesens, die er durch die Analyse von Flüchen und Redewendungen ergänzt, während er gleichzeitig versucht, die Namen etymologisch zu deuten und sie an andere idg. Mythologien anzuknüpfen (a. a. O. Bd. 11, p. 89 ff.).

Das Verfahren, das Schleicher bei seinen linguistischen Erhebungen anwendet, schildert er folgendermassen: „Überhaupt ist die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens wie des meinigen, bei einer Sprache, die nur von der untersten Volksschicht gesprochen

111) Sitzungsber. Bd. 9, 1852, p. 524 ff., Bd. 11, p. 76 ff.

wird, ungemein gross. Alle grammatischen Formen z. B. musste ich durch ganze Sätze abfragen, in welchen das Wort, auf das es mir ankam, in einer bestimmten Biegungsform vorkam. So habe ich schon sämtliche Paradigmen durchgemacht, eine grosse und für beide Teile, den Frager wie den Answerer, erschöpfende und ermüdende Arbeit“ (p. 528). Dieser Mühe unterzog er sich in jedem Dialektgebiet von neuem. Als Frucht dieses sorgfältigen Studiums der lebenden Sprache enthält seine Litauische Grammatik (Prag 1856) eine ausführliche Schilderung der geographischen und soziologischen Gliederung der Dialekte sowie eine genaue phonetische Beschreibung der Laute und der Akzente.

Von der unter dem Volke lebenden litauischen Dichtung waren bis jetzt nur die Dainos einigermaßen bekannt, z. B. aus der Sammlung von Nesselmann, der die Texte aber auf die Schriftsprache hin zustutzte und auch keine Melodien dazu gab. Schleicher dagegen, als Gast an Hochzeiten und Begräbnissen teilnehmend, versucht die Melodien mitten im Wirrwarr des Festes aufzuschreiben (p. 531); er legt sich eine Sammlung von Rätseln und Sprichwörtern an, welche, um ein realistisches Bild der Denkungsart der Litauer zu geben, auch den sehr häufigen „Schmutz“ (Vorwort p. 1) nicht ausscheidet; vor allem sammelt Schleicher als erster in Litauen Märchen. Wichtig ist dabei die Behandlung, die er den Texten angedeihen lässt: „Die Form liess ich unverändert so, wie ich sie beim Volke fand . . . daher finden sich häufige Abweichungen in Betonung und dgl. Selbst Germanismen und offenbare Verstösse liess ich stehen, da ich nicht Beispiele des reinen guten Stiles geben, sondern die Sprache so darlegen wollte, wie sie jetzt beim Volke ist.“ (Litauisches Lesebuch¹¹², Prag 1857, Vorwort p. VI.) Diese gewissenhafte Treue hält Schleicher selbst bei Übersetzungen, von denen er schon in seinen Berichten einige Kostproben gibt, fest, indem er alle zum Verständnis notwendigen Ergänzungen einklammert und möglichst genau dem Wortlaut folgt. Ein litauisches Rätsel z. B. gibt er so wieder: „Kommt ein Herrchen in rotem Röckchen (und spricht): Jagt die Hühner weg, die Hunde fürchte ich nicht. (Der Regenwurm)“ (a. a. O. p. 529).

Durch diese den Forderungen der modernen Volkskunde und Märchenforschung entsprechende Treue der Wiedergabe erfüllt

112) Dessen deutsche Übersetzung erschien im gleichen Jahr in Weimar.

Schleichers Sammlung auch die früher geschilderten Gebote Jacob Grimms. Schleichers Vorbild hat übrigens die volkskundliche Beschäftigung mit dem Litauischen unter den Indogermanisten geradezu zur Mode gemacht. So sammelte später Leskien Dainos, Brugmann Dainos und Märchen in Litauen ¹¹³.

Hier in Litauen hat also Schleicher neue Wege eröffnet, indem er sachlich der Wissenschaft eine zuverlässige Grammatik des für die Sprachvergleichung so wichtigen Litauischen verschaffte. Darüber hinaus ist es sein Verdienst, nach Humboldts baskischen Studien erstmals wieder eine halbverschollene lebende europäische Sprache aus dem Mund des Volkes aufgezeichnet und der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht zu haben. Schleichers litauische Arbeiten sind auch darum denkwürdig, weil er hier nochmals in unmittelbarer Anschauung die lebendige Einheit der Sprache mit dem Denken und Fühlen des Volkes erlebt hat. Seltsamerweise scheint aber diese Erfahrung seine theoretische Ansicht vom Wesen der Sprache kaum beeinflusst zu haben, verschärft sich doch später eher noch seine Tendenz, die Sprache vom „Geist der Völker“ zu trennen. Dieser Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis im Werke Schleichers werden wir noch öfters begegnen.

113) Man vergleiche aber mit Schleichers Prinzipien die Einleitung zu Brugmanns Märchensammlung: „An den Prosatexten stilistisch zu feilen und sie nach ästhetischen Gesichtspunkten zuzustutzen habe ich mir gern versagt, so leicht es auch oft gewesen wäre. Nur wo offenbare Erzählerfehler vorlagen, die sich leicht abstellen liessen, und die ich z. T. gleich während des Diktierens verbesserte... oder wo eine unnütze Wiederholung stattfand, der einfach durch Streichen abzuhelpen war, oder endlich, wenn etwas zum sachlichen Verständnis Notwendiges erst hinterher im Verlauf der Erzählung nachgetragen wurde, und sich, ohne dass ich die gegebene Sprachform anzugreifen brauchte, weiter vorn an der passenden Stelle einfügen liess, habe ich mir stillschweigend Abänderungen erlaubt.“ Nach dieser durchgehenden Intellektualisierung, die eine völlige Ahnungslosigkeit der Gesetze des epischen Stils verrät, glaubt Brugmann noch, „dass die Prosatexte im ganzen genau die Weise repräsentieren, wie das Volk erzählt.“ (Lit. Volkslieder und Märchen, von A. Leskien und K. Brugmann, Strassburg 1882, 2. Teil, p. 86.)

III. Schleichers Sprachtheorie und typologische Sprachwissenschaft

Unter diesem Gesichtspunkt sollen Werke anscheinend sehr verschiedenen Inhalts zusammengefasst werden. Sie beziehen sich z. T. auf die Lautlehre, wie die Erstlingsarbeit über den „Zetazismus“ („Zur vergleichenden Sprachengeschichte“, Bonn 1848), teils behandeln sie morphologische oder syntaktische Probleme, so die Abhandlung „Zur Morphologie der Sprache“¹¹⁴ und diejenige über „Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form“¹¹⁵; oder sie stellen auch gesamthaft Sprachen in einer geographischen Übersicht nebeneinander, wie „Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht“ (Bonn 1850). Gemeinsam ist dieser Gruppe von Werken aber die typologische Methode, die darauf beruht, Sprachen unabhängig von ihrer genealogischen Abstammung, ohne Rücksicht auf ihre historische Entwicklung, nach ihrer innern und äussern Gestalt zu beschreiben und zu vergleichen. Diese ganze Gruppe von Werken wird in den Würdigungen Schleichers meist nur als Kuriosum erwähnt oder auch schroff abgelehnt — so bei Lefmann —, was weiter nicht erstaunlich ist, da typologisch gerichtete Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert immer nur Sache einiger weniger war und vor allem innerhalb der späteren Indogermanistik nie grosses Verständnis gefunden hat. Geistesgeschichtlich gesehen sind aber diese typologischen Abhandlungen Schleichers interessanteste Werke. Sie stehen, weit mehr als die Arbeiten des Indogermanisten, in engstem Zusammenhang mit Schleichers jeweiliger Sprachtheorie; sie repräsentieren geradezu deren verschiedene Phasen. Wir werden daher die Darstellung seiner Sprachtheorie immer durch die Schilderung des entsprechenden Werkes zu illustrieren suchen.

A. Schleicher und Hegel

Seine allgemeinen geschichtsphilosophischen Voraussetzungen hat Schleicher von Hegel bezogen; später hat er dessen Ideen folgerichtig in eine Form des Materialismus umgewandelt, wie er im

114) Mém. de l'Acad. Impér. des Sciences St. Petersbourg, Série VII, T. 1, Nr. 7 1859.

115) Abh. d. Sächs. Kgl. Ges. d. Wiss. phil.-hist. Cl., Bd. 4, p. 497 ff., 1865.

Zuge jener Zeit, in der Entwicklung von Hegel zu Darwin und Marx lag. Die hegelianischen Grundkategorien blieben dabei unverändert in einer etwas andern Ausdrucksweise bestehen. Die von Hegel übernommenen geschichtsphilosophischen Axiome bilden auch das Gerüst von Schleichers Sprachtheorie, wie er sie in seinem ersten Werk „Zur vergleichenden Sprachengeschichte“ in einer noch rein hegelianischen Terminologie darlegt. Ein Grundaxiom ist die wesenhafte Gleichheit der Menschen und Völker: „Das Wesen des Menschen ist ja notwendigerweise in seinen Hauptmomenten überall dasselbe“ (p. 3). Daraus folgt: „Die Geschichte aller Nationen schlägt im Ganzen und Grossen denselben Entwicklungsgang ein“ (p. 3). Das gilt auch für die Entwicklung der verschiedenen Sprachen: „Den Satz also, dass die Sprachen eine im Wesentlichen übereinstimmende Geschichte haben, dürfen wir wohl, als aus der Natur des menschlichen Wesens folgend, unbedenklich annehmen“ (p. 4). Die Bildung der Sprachen fällt nach Hegel in die Zeit vor dem Beginn der „Geschichte“, deren Voraussetzung das Bewusstsein des Geistes von seiner Freiheit ist. Der „Geschichte“ geht die Periode des „Andersseins“ voraus, der Schaffung der anorganischen und organischen Welt, des Menschen und seiner Sprache. In dem Moment, in dem ein Volk in die Geschichte eintritt, d. h. die Selbsterkenntnis des Weltgeistes in der bewussten Tätigkeit des Menschen beginnt, hört die schöpferische Produktion von Sprachen auf; die Sprache wird jetzt zum Werkzeug des Geistes, während sie vorher sein Werk und Ziel war: „Die Bildung der Sprache, die aufsteigende Geschichte ihrer Entwicklung fällt in die vorhistorische Periode der Völker... In der historischen Periode ist die Sprachengeschichte die Geschichte des Verfalls der Sprache als solcher in Folge ihrer Knechtung durch den Geist“ (p. 16). „Hiermit ist die Haupteinteilung der Sprachengeschichte gegeben. Sie zerfällt in zwei grosse Teile: 1. Geschichte der Entwicklung der Sprache — vorhistorische Periode. 2. Geschichte des Verfalls der Sprache — historische Periode“ (p. 21).

Diese absolute Unterscheidung einer Periode der schöpferischen Bildung und einer Epoche des Zerfalls, die Schleicher zudem noch für alle Sprachen gleichmässig voraussetzte, erwies sich als sehr gefährlich für seine praktische Forschung, indem sie ihn oft blind für das Neue in einer historischen Sprache machte.

Diese Axiome kehren in der zweiten Abhandlung über „Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht“ wieder. Während es aber vorher hiess: „Die Sprache ist speziell menschlich, geistig“ (p. 2), „die Sprache (betrachten wir) als ein zum geistigen Wesen des Menschen Gehöriges“ (p. 3), so wird der Sprache jetzt die Zugehörigkeit zum Geist abgesprochen: „Sie bildet einen Teil der Naturgeschichte des Menschen“ (p. 1). „Das aber, woran der freie Wille des Menschen so wenig in organischer Weise etwas zu ändern vermag, als an seiner leiblichen Beschaffenheit, gehört nicht in das Gebiet des freien Geistes, sondern in jenes der Natur“ (p. 2). Das führt zu den berühmt-berüchtigten Ausführungen in dem Sendschreiben „Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft“ (Weimar 1863): „Die Sprachen sind Naturorganismen, die, ohne vom Willen des Menschen bestimmbar zu sein, entstanden, nach bestimmten Gesetzen wuchsen und sich entwickelten und wiederum altern und absterben“ (p. 6).

Zwischen der früheren „geistigen“ und der späteren „organischen“ Auffassung der Sprache liegt nur scheinbar ein Widerspruch, in Wahrheit hat Schleicher hier nur den Hegelschen Gedanken logisch zu Ende gedacht: Geistige Schöpfungen beginnen erst mit der „Geschichte“, vorher hat der Weltgeist nur unbewusste Organismen geschaffen. Wenn also die Bildung der Sprache in die vorgeschichtliche Zeit fällt und dann aufhört, woran Schleicher festhält, dann muss die Sprache ein Naturorganismus sein. In einem Zuendedenken Hegelscher Gedanken liegt ja überhaupt der philosophische Materialismus jener Zeit begründet. Schwerwiegend wurde dieser Schritt erst dadurch, dass Schleicher nun die Linguistik konsequent unter die Naturwissenschaften einreichte und bedenkenlos deren Terminologie und Methode, ja deren Denkweise in die Sprachwissenschaft hinübernahm. Möglich wurde diese Verschmelzung von Naturwissenschaft und Sprachforschung nur dadurch, dass Schleicher sich schon vorher intensiv und selbständig auf einem naturwissenschaftlichen Gebiet, der Botanik, betätigt hatte.

Den Beweis für eines der Hegelschen Axiome, nämlich für die Gleichartigkeit der Entwicklung aller Sprachen, will Schleichers erste Abhandlung über den „Zetazismus“ erbringen (p. 33): „Es soll hier ein Beispiel gegeben werden jenes lautlichen Verschleissens, dem die Sprachen in der zweiten Hauptepoche ihres Lebens zunächst unterliegen; es soll dargetan werden, wie auf das fertige

Wort, wenn aus ihm jene bildnerische Seele gewichen ist... die Lautorgane ihren Einfluss geltend machen und es modifizieren. Wie diese Organe im Wesentlichen allen Menschen gemeinsam sind, so muss auch... der lautliche Verfall der Worte im Wesentlichen bei allen Sprachen derselbe sein.“ Es werden nun die Lautsysteme verschiedenster Sprachstämme daraufhin geprüft, ob sie diesen Zetazismus, d. h. den Einfluss eines j, i oder e auf den vorangehenden Konsonanten zeigen oder nicht, und danach wird, wie mit einem Geigerzähler, der Grad ihres historischen Zerfalls gemessen.

B. Schleicher und Wilhelm von Humboldt

Wenn sich Hegels Einfluss bestimmend auf Schleichers allgemeine geschichtsphilosophische Anschauungen auswirkte, wie dies vor allem Streitberg dargelegt hat (IF 7, p. 360 ff.), so wurde ein anderer Einfluss für Schleichers eigentliche sprachwissenschaftliche Tätigkeit, seine Praxis wie seine Theorie, von noch viel ausschlaggebender Bedeutung, nämlich der Einfluss und das Vorbild Humboldts. Die Abhängigkeit Schleichers von Humboldt scheint meist übersehen worden zu sein, was mit der Nichtbeachtung von Schleichers allgemeinsprachwissenschaftlichen Arbeiten zusammenhängt. Abhängigkeit ist übrigens wohl zuviel gesagt, denn Schleicher übernimmt zwar die Erkenntnisse Humboldts, aber ohne deren philosophische Voraussetzungen; er setzt Humboldtsche Ideen in die Praxis um, aber in einer Art und Weise, dass deren ursprüngliche Bedeutung oft geradezu in ihr Gegenteil umschlägt.

Von Humboldt übernimmt Schleicher zunächst die Einteilung der Sprachen nach ihrem Typus. Auch er unterscheidet isolierende, agglutinierende und flektierende Sprachen. Humboldt hatte in diesen drei Grundtypen zugleich drei geistige Stufen der Sprache gesehen, verschiedene Grade der Formkraft; die Flexionssprachen standen unter den drei Typen der reinen Form am nächsten, aber auch sie, ohne diese vollkommen zu verwirklichen. Der Übergang von einer Stufe zur andern erfolgte für Humboldt nicht allmählich, sondern durch einen, letztlich unerklärlichen, neuen Impuls der schöpferischen Formalität einer Nation. Daher war Humboldts Idee der „innern Form“ zu ihrer Doppelbedeutung gelangt: Einer-

seits fasste sie rein objektiv die grammatischen und semantischen Kategorien einer Sprache als Einheit zusammen, erlöste sie von dem Schein des Zufälligen, indem sie diese als „Weltansicht der Nation“ der innern Form anderer Sprachen gegenüberstellte — andererseits lebte aber in Humboldts Geist die Innere Form als Idee im platonischen Sinne, als absolutes Ideal, und die objektiv ermittelten inneren Formen der verschiedenen Sprachen wurden von Humboldt immer gleichzeitig daran gemessen, in welchem Grade sie sich dieser absoluten Idee näherten. Daher gehen bei Humboldt objektive Beobachtung und philosophische Werturteile immer Hand in Hand. Wir haben in dieser doppelten Position Humboldts den Standpunkt des Linguisten von demjenigen des Sprachphilosophen zu unterscheiden versucht.

Schleicher übernimmt nun von Humboldts Sprachwissenschaft ausschliesslich deren linguistische, empirische Hälfte. Er behält die Vorstellung der innern Form der Sprache als eines organischen Systemes bei; auch er versucht bei jeder Sprache die verschiedenen grammatischen Züge untereinander zu verbinden und als Einheit zu sehen. Aber er übersetzt Humboldts idealistisches System der isolierenden, agglutinierenden und flektierenden Sprachen in eine prähistorische Aszendenzreihe; Humboldts geistige, ihrem Wesen nach verschiedene Stufen verwandelt er in die Phasen einer naturhistorischen Entwicklung.

Dieses gewalttätige Umbiegen von Humboldts Gedanken wird für Schleicher nur dadurch möglich, dass er den Typus der einverleibenden Sprachen, den Humboldt entdeckt, benannt und als besondere Klasse neben die agglutinierenden Sprachen gestellt hatte, ohne weitere Begründung fallen lässt, resp. als Sondergruppe den agglutinierenden Sprachen zuordnet. („Zur vergl. Sprachgesch.“ p. 9 ff.) Schleicher geht in seiner Aszendenzreihe von einer überall formell gleichen Einsilbigkeit aus: „... gibt uns den klarsten Beweis, dass die Einsilbigkeit das Ursprünglichste war, sodann Agglutination, endlich Flexion entstand. Die einsilbigen Sprachen blieben am frühesten in der Entwicklung stehen. Der Bau der agglutinierenden Sprachen zeigt deutlich, dass sie aus jener ersten Stufe sich entwickelt haben, ebenso weisen die Flexionssprachen auf frühere Stufen, in der Einsilbigkeit ihrer Wurzeln selbst auf die erste Stufe zurück.“ (Sprachen Europas p. 14.)

Nach dieser Übersetzung der typologischen Verschiedenheiten in eine Entwicklungsreihe ist dann ohne weiteres die Gleichsetzung der Sprachengeschichte mit dem damals so aktuellen Evolutionschema möglich: „Dass sich nicht alle Sprachen bis zur höchsten Stufe emporgearbeitet haben, zeigte uns das System, so wenig als alle organische Substanz sich bis zum animalischen Organismus entwickelte; auf jeder Stufe und Zwischenstufe sind Teile der lautlichen Substanz erstarrt, wie Teile der organischen auf jeder Stufe der Scala organischen Lebens“ (a. a. O. p. 15). Damit ist Humboldts Erkenntnis von der wesenhaften Verschiedenheit der Sprachen und der sie redenden Nationen von Schleicher aufgegeben. Die Sprachen folgen im Gegenteil in ihrer Entwicklung einer schematischen Gleichförmigkeit: Alle Sprachen gingen aus von der Einsilbigkeit, alle nehmen dieselbe Richtung in der Entwicklung zu Agglutination und Flexion, wobei nur nicht alle das Ziel erreichen. Gleichförmig ist auch ihr späteres Schicksal: Alle bleiben stehen im Moment ihres Eintritts in die Geschichte, alle verfallen darauf gleichmässig, sogar die Formen des Zerfalls sind, wie er am Beispiel des Zetazismus zu zeigen versucht hat, gleichartig. Die Vorstellung dieses allgemeinen Zerfalls ist an sich Humboldt völlig fremd, der in den romanischen Sprachen z. B. nicht Zerfallsprodukte des Lateinischen sah, sondern originale Neuschöpfungen.

Auch im Prozess des Zerfalls entstehen für Schleicher verschiedene Stufen dadurch, dass nicht alle Völker gleich intensiv an der Geschichte teilnehmen: „Nicht nur können wir apriori erschliessen, sondern auch empirisch nachweisen, dass Geschichte und Sprachgeschichte in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen. Völker, die eine reiche, bewegte Geschichte gehabt, büssten viel von der ursprünglichen Vollkommenheit ihrer Sprache ein, so sämtliche neuere Kulturvölker idg. Stammes“ (a. a. O. p. 16). Schleicher bleibt aber bei dieser ganz theoretischen Erkenntnis stehen. Indem er die Geschichte als solche zur mythischen Macht erhebt, verschliesst er sich der Möglichkeit, der Ursache dieses Zusammenhangs zwischen Geschichte und Sprachentwicklung nachzugehen: „Die Geschichte, jene Feindin der Sprache, hat dieser den schaffenden und erhaltenden Geist gerade bei den weltgeschichtlichen Völkern am meisten entzogen und so sind dann ihre Sprachen den Gesetzen der Assimilation usw., der Abschleifung der Formen erlegen“ (a. a. O. p. 134). Theoretisch lehnt Schleicher im Gegenteil die Vorstellung

von Völker- und Sprachmischung wiederholt ab (a. a. O. p. 27), was ihn allerdings nicht hindert, in der empirischen Beobachtung solche Erscheinungen festzuhalten. Wir werden solche und ähnliche Fälle, wo Schleichers empirische Erkenntnisse seiner Theorie widersprechen, bei der Betrachtung des sachlichen Teiles seiner typologischen Werke anführen.

Weil Schleicher von Humboldt nur dessen rein linguistische Erkenntnisse ohne deren philosophischen Hintergrund übernimmt, gibt er vor allem dessen Werturteile auf. Die agglutinierenden Sprachen z. B. stehen für Schleicher nur evolutionistisch gesehen auf einer tieferen Stufe, wertmässig dagegen sind sie für ihn den europäischen Sprachen in keiner Weise unterlegen, im Gegenteil: „Es ist aber auch kein Vorwurf darin enthalten, wenn man diese (finnischen) Sprachen agglutinierend nennt; eine so hoch entwickelte, lebensfrische agglutinierende Sprache steht sprachlich gewiss höher als unsere verschlissenen Flexionssprachen“ (a. a. O. p. 81 Fussn.).

C. „Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht“ (1850)

Der sachliche Teil der Abhandlung über die „Sprachen Europas“ bringt die Illustration zu der vorangestellten Sprachtheorie. Hier wird, ungeachtet aller philosophischen Verschiedenheit von Humboldt, genau dessen Postulat der Vergleichung der Sprachen in ihrer innern Form erfüllt. Massgebend für den Typus einer Sprache sind auch für Schleicher deren morphologische und syntaktische Verhältnisse. Ganz in Humboldtschem Sinne will auch Schleicher durch die Verschiedenheit der Sprachtypen das „Wesen der Sprache“ verstehen lernen. Wie Humboldt verlangt er von dem Linguisten, den er in Gegensatz zum Philologen stellt, eine universelle Kenntnis der Sprachen der Erde: „Es lässt sich über eine Sprache kein Urteil fällen, mit andern Worten, ihr Wesen lässt sich nicht erkennen, wenn man sie nicht mit anderen zusammenhält . . . und so werden wir dahin kommen, dass ohne einen Überblick über das Gebiet der Sprache überhaupt eine einzelne nicht erkannt werden kann. Das aber, was zu vergleichen ist, das Wesen der Sprache . . . (besteht) in Wortbildung, Grammatik im vollen Sinne des Wortes“ (p. 21).

Weil nun, nach Schleicher, ohne eine Einsicht in das Wesen des isolierenden Typus die Erkenntnis der andern Sprachen nicht möglich ist, beginnt die Übersicht über die „Sprachen Europas“ mit einer Darstellung des Chinesischen und geht dann allmählich nach Westen weiter, da Schleicher eigentlich den ganzen, sprachlich zusammenhängenden eurasiatischen Kontinent behandelt. Er beginnt meist mit einer geographischen Festlegung der grossen Sprachstämme und ihrer Unterabteilungen, fasst die wesentlichen Kennzeichen eines grossen Typus zusammen, um ihn dann mit den Formen einer bestimmten Sprache zu illustrieren. So schildert er den allgemeinen Typus der „tatarischen“ Sprachen: „Die Wurzel duldet von vorne nie Zusätze, während das Prinzip der Agglutination den Ausdruck der Beziehung keineswegs auf das Ende der Wurzel beschränkt... Im ganzen Sprachstamme geht das Regierte dem Regierenden voraus; der Genitiv z. B. dem Regens, das Objekt dem Verbum usw. Aus dieser Eigentümlichkeit folgt, dass diese Sprachen keine Präpositionen, sondern nur Postpositionen haben können... Fast durchgängig zeigt sich in diesen Sprachen ein Gesetz, welches, soweit bekannt, nur diesen Sprachen zukommt, nämlich das Gesetz der Vocalharmonie: die Vocale der Beziehungssilben müssen mit denen der Bedeutungslaute harmonieren. Die Einheit des Wortes, ferner die Unterordnung der oft durch eine lange Reihe von Silben... ausgedrückten Beziehung unter die Bedeutung, zwei im Wesen der Sprache liegende Forderungen, die beide bei dem Prinzip der Agglutination leicht unerfüllt bleiben, werden beide auf diese eigentümliche Weise gewissermassen diesen Sprachen gesichert“ (p. 62 ff.).

Wenn nun Schleicher, das asiatische Gebiet verlassend, dieselbe rein beschreibend-typologische Methode auf die modernen europäischen Sprachen überträgt, so vollzieht er damit eine grosse Neuerung. Humboldt hatte diese Methode an Sprachen entwickelt, welche eine andere Behandlung, also vor allem eine historische Verarbeitung, kaum erlaubten; für die idg. Sprachen dagegen schien seit Bopp und Grimm die historisch-genealogische Forschung die einzig mögliche, die einzig wissenschaftliche Betrachtungsweise. Dass Schleicher seine beschreibende Methode auch auf die modernen europäischen Sprachen anwendet, bedeutet offenbar, dass er, im Gegensatz zur ganzen historischen Sprachwissenschaft, eine Sprache ihrem Wesen nach noch nicht für erkannt hält, wenn sie genealo-

gisch als idg. oder spezieller als z. B. romanische Sprache klassiert ist. In diesem Sinne äussert er sich wenig später sehr deutlich: „Denkbarerweise können selbst verwandte sprachen, sprachen, die von einer grundsprache abstammen, verschiedene morphologische form haben . . . Die verwandtschaft der sprachen ist mit ihrer morphologischen übereinstimmung nicht notwendig verbunden.“ (Zur Morph. d. Spr. a. a. O. p. 37.) (Diese Ketzerei wird von Steinthal in seiner Rezension dieser Abhandlung übel vermerkt. Zs. f. Völkerpsych. Bd. I, p. 435.)

Schleicher hält also die genealogisch gerichtete Sprachwissenschaft für ergänzungsbedürftig durch eine typologische Forschung; dies um so mehr, als die Indogermanistik, wie er im Compendium selbst sagt (p. 2, Anm. 2), das Gebiet der Syntax damals noch nicht zu bearbeiten imstande war, während die typologische Methode gerade den Vergleich der grammatischen, d. h. der morphologischen und syntaktischen Kategorien der Sprachen ermöglicht. Schleicher ahnte so eine umfassendere Sprachwissenschaft, welche mit der historisch-vergleichenden Methode das Material der Sprachen erforschen, mit der typologisch-vergleichenden Methode dagegen die innere Form der Sprachen erfassen sollte.

Angesichts dieses grossen Vorsatzes bieten allerdings seine Analysen der europäischen Sprachen nur Ansätze in dieser Richtung. Schleicher zeigt sich in der Praxis doch zu sehr von der genealogischen Anschauung beherrscht, als dass er tatsächlich unvoreingenommen die inneren Formen der modernen Sprachen erkannt hätte. Zudem spielt auch seine Zerfallstheorie mit hinein, indem er die Verschiedenheiten, auch wenn er sie beobachtet, meist einfach als verschiedene Grade des Zerfalls beurteilt.

Schleicher ist bekannt als der Hauptexponent der Stammbaumtheorie, hat er doch die Verwandtschaftsverhältnisse der idg. Sprachen wiederholt in dieser, zu seiner Zeit so hochaktuellen graphischen Figur dargestellt (s. Anhang zu „Darwin“). Dessenungeachtet kommt Schleicher in seiner geographischen Übersicht über die idg. Sprachen zu ganz andern Ergebnissen: „Je weiter wir nach Osten gehen, desto mehr finden wir von jenem Erbgute“ (der „idg. Stammutter“), „am meisten also bei dem Sanskrit, je weiter nach Westen, desto weniger; vom rein idg. Typus hat sich auch wirklich die westlichste Sprache, die celtische, am meisten entfernt“ (p. 124). In der Erklärung dieser Verhältnisse tastet

Schleicher noch etwas unsicher: „Diese Erscheinung erklärt sich aus der grösseren oder geringeren Entfernung der Sitze dieser Völker von dem Ursitz der Indogermanen... Die westlichsten Völker mögen sich am frühesten auf die Wanderschaft begeben und überdies auf der langen Wanderung ihre Sprachen in mehr eigentümlicher Weise gestaltet haben“ (p. 124).

In solchen Beobachtungen und Überlegungen nähert sich Schleicher der wenig später von Schuchardt und Joh. Schmidt vertretenen „Wellentheorie“ (von Schuchardt Theorie der „geographischen Abänderung der Sprache“ genannt), und, da beide Schüler Schleichers waren, liegt die Vermutung nahe, dass sie von diesem dazu angeregt wurden, obwohl sich Schuchardt dagegen verwahrte¹¹⁶, unter Berufung auf die bekannte Stammbaumtheorie seines Lehrers. Hier steht man vor einer der grössten Diskrepanzen zwischen Theorie und Praxis im Werke Schleichers. Ähnlich verhält es sich in einem andern Fall: Theoretisch will Schleicher nichts von Mischsprachen wissen (p. 27), er findet, man habe die geschichtliche Berührung von Völkern als Ursache von Sprachveränderungen immer viel zu hoch angeschlagen (p. 16), was ihn alles aber nicht hindert, folgende Beobachtungen festzuhalten: „Dennoch ist der Einfluss fremder Sprachen vielleicht nicht auf das bloss Lexikalische zu beschränken... Es ist nicht zu übersehen, dass benachbarte Sprachen, selbst sehr verschiedenen sprachlichen Kreisen angehörig, doch in der Lautfärbung eine oft überraschende Ähnlichkeit zeigen. So hat z. B. das Sanskrit die eigentümliche Lautklasse, die man Cerebralen nennt, nur mit den total verschiedenen dekhianischen Aboriginersprachen gemein; das Chinesische von Peking zeigt in der Aussprache eine Übereinstimmung mit dem Mandschu... das Lettische, angränzend dem Slavischen, hat ein fast ganz slavisches Lautsystem und unterscheidet sich dadurch bedeutend vom Litauischen; die wechselnden Anlaute des Althochdeutschen bei Notker teilt dieses mit dem benachbarten Celtischen“ (p. 27). Damit skizziert Schleicher bereits die Möglichkeiten der Sprachgeographie, die wenig später vor allem von Ascoli und Ebel vertreten werden sollte.

Für die Erklärung der Entstehung der romanischen Sprachen lehnt Schleicher ausdrücklich die Anwendung der Stammbaum-

116) Sitzungsber. d. Acad. d. Wiss. Wien, Bd. 204, 2. Abh., p. 16.

Theorie ab, die zur Rekonstruktion einer angeblich neben dem Latein existierenden „lingua rustica“ geführt hatte (p. 151). Schleicher führt die Verschiedenheit der romanischen Sprachen auf verschiedene Substratsprachen zurück, die er allerdings noch nicht weiter zu definieren sucht: „Es lässt sich z. B. nicht erklären, warum dem Portugiesen das lat. x, d. h. cs zum Zischlaut, dem Spanier zum Kehl laut, dem Franzosen zum Sauselaut wird, aber es scheint in der Natur begründet, dass, um bei dem genannten Beispiel stehen-zubleiben, der Zischlaut im jetzigen Portugal, der Kehl laut in Spanien, der scharfe Sauselaut in Frankreich von jeher einheimisch war und von jeher auch bei der Aussprache des Latein seine dreifache Anwendung in den drei Ländern fand. Die Freiheit, dem Latein die landesübliche Aussprache statt der normalen klassisch römischen beizulegen, legte so den ersten Grund, auf dem dann im Laufe der Jahrhunderte der Bau jeder eigenen romanischen Landessprache aufgeführt wurde“ (p. 161). Schleicher rechnet mit einer zwiefachen Beeinflussung des Romanischen durch das Germanische, rückt dagegen keltischen Einfluss in den Hintergrund (p. 162), eine Auffassung, der Ebel bald entgegentritt (Kuhn- u. Schleichers Beitr. II, 1861, p. 75 ff.).

Auch in der Entwicklung des attischen Dialekts sieht Schleicher die Hauptursache für dessen Veränderungen darin, dass er von Fremdsprachigen übernommen wurde: „In der Literatur und dem gebildeten Umgange ward später der attische Dialekt der allein-herrschende, der jedoch, eben weil er auch von nicht-attischen Griechen gebraucht wurde, trotz der Bemühungen der Atticisten sich immer mehr vom Ursprünglichen entfernte... Eine spätere Form dieser koine, als sie auch von Nichtgriechen gebraucht und mit Barbarismen versetzt wurde, die hellenistische Sprache, zeigt schon eine bedeutende Entartung“ (p. 135).

Mit solchen Beobachtungen steht Schleicher an der Schwelle der modernen Substrattheorie und Sprachgeographie, ohne dass er sich aber der Tragweite seiner Entdeckungen bewusst geworden wäre, was sich darin zeigt, dass Schleicher, der so gerne über das Wesen der Sprache und die Methode der Linguistik diskutierte, diese Momente nie in sein Programm aufgenommen hat. Man kann sich aber nun vorstellen, wie anregend Schleicher als Lehrer gewesen sein muss, und man kann vermuten, dass seine besten Schüler bei ihm zuerst die Anregungen zu vielem gefunden haben, was

sie später — mit Recht — als ihren eigenen Beitrag zur methodischen Ausbildung der Linguistik ausgeführt haben. Zu erinnern ist hier an den Satz von der Bedeutung der Lautgesetze, der von Leskien aufgegriffen wurde, sowie an Schuchardts und Schmidts Wellentheorie. Schleicher erscheint also auch unter diesem Gesichtspunkt als typische Übergangsfigur, als Codifikator einerseits, als fruchtbarer Anreger andererseits.

D. Steinthals „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ (Berlin 1860)

Da wir Schleichers typologische Forschung in seinen Frühwerken auf Humboldt zurückgeführt haben, drängt sich ein Vergleich mit einem ähnlich angelegten Werke auf, das sich nun aber ausdrücklich auf Humboldt beruft, der „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“. Steinthal gilt als der hauptsächlichste Bewahrer Humboldtschen Ideengutes, und das ist insofern richtig, als man sein ganzes Denken eine einzige grosse Auseinandersetzung mit Humboldt nennen könnte, in der Humboldt allerdings nicht selten in der Rolle eines Gegners erscheint, den es zu widerlegen gilt. Das äussert sich schon darin, dass Steinthal Humboldt nie ohne eingeklammerte Frage- und Ausrufzeichen oder kritische Zwischenbemerkungen zitiert. Allein, bis zu der erst im 20. Jahrhundert begonnenen Leitzmannschen Gesamtausgabe war der von Steinthal kommentierte Auszug aus Humboldts Sprachphilosophie die am besten zugängliche Quelle für die Kenntnis Humboldts, was nicht wenig zu Steinthals Ruhm eines Schildknappen Humboldts beigetragen hat und wohl auch nicht ganz unschuldig daran ist, dass Humboldt in den Ruf der Unverständlichkeit¹¹⁷ und Unbrauchbarkeit¹¹⁸ geriet. Es soll hier nicht auf Steinthals Sprachphilosophie in ihrer Gesamtheit eingegangen, sondern nur dieses eine, aber sehr typische Werk der Schleicherschen Abhandlung gegenübergestellt werden¹¹⁹.

117) S. Brugmann LCB 1883, Sp. 1315: „Humboldt, der der Interpretation so bedürftige ...“

118) Meillet BSL 1933, p. 7: „C'est un fait que les idées de Humboldt, souvent évoquées depuis leur publication, n'ont jamais provoqué aucun travail utile.“

Steinthals allgemeine Tendenz geht dahin, Humboldts Sprachphilosophie „auf das Gebiet der Psychologie hinüberzuspielen“¹²⁰. „Dass Humboldt über das Wesen der innern Sprachform, zumal in Bezug auf die grammatischen Kategorien und Formen unklar geblieben ist, glaube ich heute nicht mehr beweisen zu müssen“ (a. a. O. p. 44). „Weil (Humboldt) das Verhältnis der innern Sprachform zu den Denkformen nicht begriffen hatte; und das konnte er ja nicht, weil er nicht klar sah, wie sich die Sprache zum Geiste überhaupt verhält“ (p. 64). Steinthal dagegen hat diesen Zusammenhang begriffen, und sieht es daher als seine „Aufgabe, den Widerspruch in Humboldt zu überwinden... Dies wird dadurch möglich werden, dass wir das Wesen der Sprache, welches Humboldt in der Form der Substanz fasste, vielmehr als blossen psychischen Prozess erfassen“ (p. 74). Diese Stellen wurden angeführt, um Steinthals intensives, aber äusserst gespanntes Verhältnis zu Humboldt zu zeigen.

Steinthals Ziel ist, im Gegensatz zu Schleicher, nicht die Beschreibung der verschiedenen Sprachtypen um ihrer selbst willen, sondern die Schaffung einer systematischen Einteilung der Sprachen. Den dabei angewandten Massstab gibt er am Schluss nochmals an: „Das Verhältnis von Stoff und Form überhaupt und seine morphologische Erscheinung ist die erste Doppelbestimmung, wonach die Einteilung der Sprachen vorzunehmen ist. Ein anderes Merkmal bietet sich dar in dem gegenseitigen Verhältnisse des Subjekts und Prädikats“ (p. 324), und, wie sich in der Untersuchung selbst zeigt, in dem Verhältnis von Nomen und Verb überhaupt. Steinthal übernimmt also Humboldts Kategorien von Stoff und Form und wendet diese nach einer streng aprioristischen Methode auf die Beschreibung der Sprachen an. Das führt in der Praxis zu einer Verherrlichung der Flexionssprachen und zu einer allgemeinen Verachtung der agglutinierenden Typen. Dem Chinesischen wird, als einer hochstehenden Kultursprache, wie bei Humboldt¹²¹ in nicht ganz konsequenter Weise, grosses Lob gespendet. Da es ausser den Flexionssprachen keinen Typus gibt, der den „Denkformen“

119) Der Vergleich soll sich wieder nur auf die im Werk in Erscheinung tretende Methode, nicht auf den sachlichen Inhalt beziehen.

120) „Der Ursprung der Sprache“, 3. Aufl. Berlin 1877, p. 119.

121) S. Lettre à M. Abel-Résumat, Leitzm., Bd. V, p. 254 ff. „Über den grammatischen Bau der chinesischen Sprache“, Bd. V, p. 309 ff.

adäquat wäre, ist die sachliche Analyse aller andern Sprachen durchsetzt von immer wiederkehrenden abschätzigen Urteilen.

Vom Verbalausdruck des Dajackischen, das als Musterbeispiel der malaio-polynesischen Sprachen steht, heisst es: „Die Grundform wird . . . also positiv und negativ als Substanz bestimmt. Nun ist aber die Substanz das Tote, die Tätigkeit ist Leben; und prädikative Synthesis, also die Energie des Satzes, ist wesentlich an Tätigkeitsbegriffe gebunden. Folglich sieht man im Voraus, welch eine Starrheit, welch ein Mangel an Leben, an Formalität im Bau der dajackischen Rede herrschen muss!“ (p. 165). Die Beschreibung der „altaischen“ Sprachen wird folgendermassen eingeleitet: „Da jenen Völkern der echte Sprachgeist fehlt, so schafft ihre Zunge zwar Reichtum und Wohllaut der Lautgebilde, denen aber der formale Sinn abgeht. Sie sind die eigentlichen Sprachen des Klanges, des Scheines“ (p. 177). Die Vokalharmonie dieser Sprachen erklärt Steinthal als „Trägheit der vom Geiste nicht beherrschten Organe, also zugleich geistige Schlaffheit. Wir wissen schon, wie offenbare Schwächen der Sprachen von ihnen dennoch durch die Verwendung wertvoll gemacht werden können. So haben nun auch die altaischen Sprachen aus ihrer Trägheit den Vorteil zu ziehen gewusst, das Affix in der kenntlichsten Weise als abhängig vom Stamme zu stempeln. So leicht aber lässt sich das Krumme nicht gerade biegen, und aus Trägheit nicht Gewinn ziehen. Eine solche Abhängigkeit, dass das Suffix nicht einmal als lebendiges Sprachelement seinen bestimmten Vokal hätte, liegt nicht in der Natur des Affixes; und am wenigsten steht es so zum Stamme, dass es sich von diesem sein Wesen und also seine Gestalt dictieren zu lassen hätte. Auch liegt es nicht in der Bestimmung und Natur des Vokals, der als eigentliche Vitalität die Consonanten durchdringen soll, sich so als Kleister, um das Suffix mit dem Stamme zu verbinden, verwenden zu lassen“ (p. 181).

Die ganz andere Beurteilung der Volksharmonie durch Schleicher wurde weiter oben (S. 99) angeführt; ähnlich äussert er sich über dieses Phänomen an einer andern Stelle, wo er die Unvereinbarkeit der Vokalharmonie mit dem flektierenden Typus darlegt: „Übrigens setzt gerade das Gesetz der Vocalharmonie einen nicht flektierenden Sprachorganismus voraus: es basiert auf der Unveränderlichkeit des Wurzelvocals und soll die Wurzel vor dem Verdunkeln durch zahlreiche und schwere Suffixa bewahren. Hier

wirkt die Wurzel auf die Vocale der Suffixa ein, in den flektierenden Sprachen dagegen, die Suffixa, freilich in anderer Weise, auf die Vocale der Wurzel.“ (Sprachen Europas, p. 82. Fussn.) Hier zeigt sich Schleichers „naturwissenschaftliche“ Methode der unvoreingenommenen Beobachtung der Steinthalschen aprioristischen Sprachbetrachtung eindeutig überlegen.

Sobald der Boden der flektierenden Sprachen erreicht ist, schlägt Steinthals Ton um in eine hymnische Verherrlichung dieser „Rosen unter den Sprachen“ (p. 330). Ausschliesslich für die flektierenden Sprachen wird auch die angekündigte psychologische Deutung der grammatischen Erscheinungen versucht. So findet Steinthal in der „Symbolik“ des semitischen Flexionstypus und dessen „in sich gehaltener Innerlichkeit“ (p. 243) den Zusammenhang mit der „religiösen Bestimmung des semitischen Stammes“. Eine psychologische Erklärung findet auch die Stellung des semitischen Personalzeichens: „Die Symbolik aber, nach welcher die beiden Tempora bezeichnet werden, ist klar. Im Perfectum werden die Personalzeichen hinten angefügt; das Verbum steht also voran, der Begriff der Handlung oder des Ereignisses ist das Hauptsächlichste und drängt sich vor. Im Imperfectum geht das Personalzeichen voran, denn es wird dem Stamme vorn angefügt, wie denn natürlich bei allem Noch-nicht-seienden, Gewollten, Gewünschten, Bedingten, Zukünftigen, kurz Gedachten sich zunächst die handelnde Person als das Wirkliche, von dem eine Handlung erwartet wird, dem Bewusstsein darbietet“ (p. 260). Die „herabgekommenen“ modernen europäischen Sprachen werden nur flüchtig erwähnt. Die Ausbildung nominaler und die Rückbildung verbaler Kategorien im Deutschen erklärt Steinthal aus der besonderen Begabung der Deutschen zur Abstraktion und zum logischen Denken (p. 311).

Am Schluss fasst Steinthal seine Ergebnisse zusammen und stellt die aus der Analyse gewonnene Rangordnung der Sprachen auf. Die tiefste Stufe nehmen die hinterindischen Sprachen ein, „die unentwickeltesten, formlosesten aller Sprachen. Sie entsprechen den Zoophyten der Zoologie. Wie diese den Übergang aus dem Pflanzenreiche in das Tierreich darstellen, so bilden diese Sprachen die Grenzen der menschlichen Rede und nähern sich der Stummheit der Gebärdensprache. Sie sind in Wahrheit *acritae* zu nennen, da alle grammatischen Scheidungen noch unvollzogen sind. Diese Spra-

chen haben gar keinen Bau, wie die genannten Tiere kein gegliedertes Skelett“ (p. 328).

Schon aus diesem notwendigerweise knappen Überblick ergibt sich ein genügendes Bild von der Methode Steinthals. Er übernimmt Humboldts ganze aprioristische Grundlage, dessen sämtliche philosophische Vorurteile. Er baut sein Sprachbild auf dem Humboldtischen Dualismus von Stoff und Form auf und vergleicht danach die innere Form der verschiedenen Sprachtypen. Er unterscheidet sich aber schon dadurch von Humboldt, dass dieser Theorie und Empirie in dem Sinne zu trennen suchte, als er seine konkreten Beobachtungen von allen aprioristischen Urteilen freihielt und sich immer bemühte, unbefangen in das Wesen einer neuen Sprache einzudringen. Dass Humboldt dann nachträglich die neugewonnene Sprache am Massstab der idealen Formalität mass, wenn er sie in den grossen Zusammenhang der Sprachen der Erde einordnete, stand bei ihm gleichsam auf einem andern Blatt. Nur dank des völlig objektiven, von allen Werturteilen unbelasteten Charakters von Humboldts empirischen Sprachanalysen war es ja möglich, dass Schleicher, der Humboldts aprioristische Grundlage ablehnte, seitenlange Humboldt-Zitate kommentarlos in sein eigenes Werk hinübernehmen konnte.

Ausserungen endlich, wie die zuletzt zitierte, durch die einer Sprache geradezu der Besitz eines „Baues“, einer eigenen inneren Form abgesprochen wird, sind Humboldts Sprachauffassung so fremd als möglich. Jede Sprache war für ihn der Ausdruck des „Geistes der Nation“, jede leistete schon in der Wortschöpfung die „Verwandlung der Welt in Sprache“, es gab für ihn keine Sprache ohne innere Form. Unvoreingenommenheit und Objektivität in der empirischen Forschung waren für Humboldt darum möglich, weil die Innere Form für ihn eine Idee im neuplatonischen Sinne war, der sich auch die vollkommensten Sprachen der Erde nur von ferne näherten. So sehr er in Sanskrit und Griechisch einen Gipfel der Sprachbildung verwirklicht sah, so glaubte er doch an eine Höherentwicklung der geistigen Formkräfte der Menschheit über diese Sprachformen hinaus. Die Vorstellung der Sprachentwicklung als eines Zerfalls, die auch Steinthal teilt, ist ihm daher völlig fremd. Weil auch die höchstentwickelten Sprachen das Ideal der Innern Form nicht voll verwirklichen, war der Mangel an Formalität der

andern Sprachen nur relativ, jede Sprache verkörperte für Humboldt einen andern Weg, sich dem Ideal zu nähern.

In Steinthals Sprachwissenschaft ist diese platonische Idee herabgesunken zum materiellen Vorbild der „Sanskrit-Sprachen“. So wie der „Geist“ Humboldts durch den „psychischen Prozess“ ersetzt wurde, so werden nun die Sprachen statt an einer Idee an einem konkret vorliegenden Massstabe wie mit der Elle gemessen. Was den aus Sanskrit und Griechisch entsprungenen philosophischen Forderungen nicht genügte, war mangelhaft; brachte eine Sprache andere Anschauungen zum Ausdruck, waren diese geradezu falsch. So hat Steinthal ja, von der idg. Kategorie der Copula ausgehend, allen andern Sprachtypen den echt verbalen Ausdruck abgesprochen. Das führte zu dem unerträglichen Schulmeisterton, der seine ganze Abhandlung durchzieht. Typischerweise sind übrigens im Handexemplar Mistelis¹²² alle derartigen Ausfälle Steinthals gestrichen. Auf einen Vergleich mit der zweiten, von Misteli umgearbeiteten Auflage dieses Werkes kann hier leider nicht eingegangen werden.

Durch diesen Sündenfall aus Humboldts neuplatonischer Geistigkeit in die Beschränktheit von Steinthals Psychologie erleidet die allgemeine vergleichende Sprachwissenschaft im Grunde einen Rückfall in die philosophische Grammatik früherer Jahrhunderte. Von der „innern Form“ Humboldts hat Steinthal also nur den Namen und die aprioristische Funktion eines (materialisierten) Wertmassstabes übernommen. Man versteht, dass nach diesem Missbrauch des Ausdrucks „innere Form“ die empirische Sprachwissenschaft von dieser Idee Humboldts nichts mehr wissen wollte, und Delbrück sie zu denjenigen Gedanken Humboldts zählt, die keine Bedeutung für die Wissenschaft mehr hätten. (Einleitung a. a. O. p. 55.)

E. Schleichers und Steinthals Verhältnis zu Humboldt

Schleicher führt also, wie wir gesehen haben, Humboldts empirisch-linguistische Methode fort, setzt sie in die Praxis um, stellt sie aber auf eine materialistische Grundlage. So übersetzt er Humboldts Auffassung der Sprachtypen als wesentlich verschiedene,

122) Das sich auf der Universitätsbibliothek Basel befindet.

geistige Grundformen in eine darwinistische Aszendenzreihe. Indem Schleicher die Sprache zu einem natürlichen Organismus erklärt, löst er sie vom „Geist der Völker“, vom Geist überhaupt.

Steinthal dagegen opfert Humboldts empirische Erkenntnisse und setzt dafür dessen aprioristische Vorurteile fort. Er übernimmt gleichsam von aussen Humboldts Kategorienschema und Werturteile, aber auch er gibt ihnen eine andere philosophische Grundlage. An die Stelle des „Geistes der Nationen“ setzt er abendländische Psychologie und Logik; wo Humboldt wesenhafte Verschiedenheit gesehen hat, rügt er Mängel und Fehlentwicklungen. Seine „psychologische“ Auffassung der Sprache ist nicht weniger materialistisch als Schleichers „Sprachorganismus“, was sich darin zeigt, dass auch Steinthal schliesslich im Vergleich der Sprachtypen in eine darwinistische Aszendenzreihe mündet und den hinterindischen Sprachtypus mit den Zoophyten gleichsetzt.

Schleicher und Steinthal teilen sich gleichsam in die Aufgabe, Humboldts Gedankenwelt der veränderten geistigen Atmosphäre anzupassen, indem sie, jeder eine Hälfte, Humboldts Denken in den zeitgemässen Materialismus umsetzen. Stehen so Steinthal und Schleicher geistesgeschichtlich gesehen gleichberechtigt nebeneinander, so ist ihre Bedeutung für die Sprachwissenschaft sehr verschieden. Methodisch ist zwar das Werk Schleichers der auf aprioristischen Werturteilen aufgebauten Sprachbetrachtung Steinthals vorzuziehen, aber Steinthals „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ wurde, dank der Überarbeitung durch Misteli, der alle aprioristischen Züge Steinthals wegkorrigierte, zu einem der grundlegenden Werke der allgemeinen Sprachwissenschaft, während Schleichers Arbeiten auf diesem Gebiet keine konkrete Spur in der Wissenschaft hinterlassen zu haben scheinen. Dieses Verhältnis erklärt sich daraus, dass Steinthal trotz seiner aprioristischen Methode eine Fülle wertvoller sprachlicher Erkenntnisse und Materialien bietet; er vermittelt nicht nur in den Bau jeder Sprache einen guten Einblick, sondern ermöglicht, durch die Einbeziehung der Idiomatik, auch eine gewisse Anschauung der Denkweise der verschiedenen Völker. Daher wurde sein Werk eine wertvolle Fundgrube für alle späteren Forscher. Schleichers knappe, oft sehr flüchtige Skizzen dagegen haben wenig praktischen Wert.

Da es uns hier aber ausschliesslich um einen Vergleich der Methoden und der ihnen zugrunde liegenden Sprachauffassungen

geht, muss festgehalten werden, dass das entsprechende Werk der nächsten Generation, F. N. Fincks „Die Haupttypen des Sprachbaus“ (Leipzig 1910), methodisch Schleichers vorurteilsfreier Vergleichung der Sprachen nach ihrer innern Form sehr viel näher steht als Steinthals aprioristischer Sprachbetrachtung.

Wir werden sehen, wie Schleicher in seinen letzten allgemein-sprachwissenschaftlichen Werken, die hier noch kurz betrachtet werden sollen, sich auch von seiner eigenen idealistischen Jugendphilosophie löst und dadurch diejenigen von Humboldts empirischen Erkenntnissen für die Sprachwissenschaft wiedergewinnt, zu denen ihm bis jetzt seine hegelianischen Axiome den Zugang verwehrt hatten. Dies gelingt ihm gerade dadurch, dass er sich zum konsequenten Materialisten entwickelt und sich damit von Humboldts geistiger Welt noch viel weiter entfernt.

F. Die letzte Fassung von Schleichers Sprachtheorie

In den „Sprachen Europas“ hatte Schleicher noch eine Sprachauffassung vertreten, die auf dem Humboldtschen Dualismus von Stoff und Form beruhte und daher auch Humboldts Werturteile noch weitgehend beibehielt: „Man kann nur in einer Sprache denken. Je mehr der lautlich artikuliert Ausdruck des Denkens, die Sprache, alle geistigen Bewegungen in lautlicher Form darstellt, desto vollkommener ist sie, je mehr der Laut hinter dem Denken zurückbleibt und gleichsam Abbreviaturen desselben gibt, desto unvollkommener wird die Sprache sein . . . In diese beiden Elemente können wir uns das Denken zerlegen: Die Begriffe, Vorstellungen bilden gleichsam das Material desselben, die Beziehung, in welcher diese Vorstellungen gefasst werden, das Formelle . . . Das Wesen der Sprache beruht also in der Art und Weise, wie in ihr Bedeutung und Beziehung lautlich ausgedrückt wird.“ (Sprachen Europas, p. 5.) „Möglicherweise nun kann bloss die Bedeutung ausgedrückt und die Beziehung lautlich ganz übergangen werden. Die Beziehung selbst fehlt nie, wohl aber kann sie lautlich unausgedrückt bleiben“ (a. a. O. p. 7).

Hier zeigt sich das Denken noch relativ unabhängig von der Sprache. Genau wie bei Humboldt ist zwar die Sprache die einzig mögliche Verkörperung des Denkens, allein das Denken geht nicht

in der Sprache auf, es gibt gedankliche Beziehungen, die in der Sprache nicht wiedergegeben werden.

Humboldt schwebte als Ziel aller typologischen Sprachwissenschaft die Erkenntnis der geistigen Kräfte vor, die hinter jeder Sprache stehen, oder besser, die in der innern, geistigen Form der Sprache verkörpert sind. Dasselbe Ziel strebte im Prinzip Steintals „völkerpsychologische“ Forschung an. Daher spielten in dessen Sprachanalysen auch die semantischen Probleme, die Art der Begriffsbildung, eine bedeutende Rolle. Bei Schleicher dagegen treten von Anfang an die semantischen Probleme hinter den rein grammatischen Gesichtspunkten zurück. Aber in den „Sprachen Europas“ hatte er doch noch eine Beziehung angedeutet, die zwischen dem semitischen Sprachtypus und dem Monotheismus, dem idg. Sprachbau und dem Polytheismus bestehe (a. a. O. p. 118).

Mehr und mehr konzentriert sich Schleicher aber auf den lautlich in Erscheinung tretenden grammatischen Aspekt der Sprache und verzichtet auf eine philosophische oder psychologische Deutung der sprachlichen Phänomene. Von den beiden Aspekten der Sprache, der „Bedeutung“ und der „Beziehung“ ist es nur noch die Beziehung, die ihn beschäftigt. Er behält zwar die beiden Termini zur Unterscheidung der Sprachelemente bei, sieht in ihnen aber nicht mehr den Dualismus von Stoff und Form, nicht mehr eine wesenhafte, sondern nur noch eine funktionelle Verschiedenheit.

G. „Zur Morphologie der Sprache“

Für die von der äussern Form her kommende Beschreibung der Elemente einer Sprache verwendet Schleicher den der Zoologie entnommenen Ausdruck „Morphologie“. „Den gegenstand der morphologie der sprache bildet die lautliche form des wortes, seine äussere gestalt, d. h. das vorhandensein oder fehlen seiner teile und die stellung, welche diese teile einnehmen... eine ergänzung der morphologie, der lehre von der äussern lautlichen form der sprache, bildet die lehre von der funktion der einzelnen teile des wortes und des wortes selbst“ (a. a. O. p. 1).

Dieser von aussen kommenden Beschreibung der Sprache stellen sich aber dadurch grosse Schwierigkeiten entgegen, dass die grammatischen Termini wie „Nomen“, „Verbum“, „Pronomen“ etc. alle

von der inneren Form ausgehen. Auch die in der Indogermanistik verwendeten Termini wie „Wurzel“, „Endung“ lassen sich nicht ohne weiteres für die andern Sprachen verwenden, da z. B. schon eine semitische Wurzel etwas völlig anderes ist als eine idg. Wurzel. Diese Verschiedenheit aber exakt zu beschreiben, ist Schleichers Ziel. Er sucht gleichsam den archimedischen Punkt, von dem aus er Grammatik ohne grammatische Termini darstellen könnte. Er findet diese Möglichkeit in der mathematischen Formelsprache.

Man hat den Versuch Schleichers, sprachliche Gegebenheiten in mathematischen Symbolen darzustellen, meist entweder belächelt (so Lefmann) oder grob verhöhnt, so vor allem Steinthal in seiner Rezension dieser Abhandlung: „Es kommt hierbei weiter nichts heraus als unbehilfliche Formelausdrücke für nicht hinlänglich überschaute Tatsachen.“ (Zs. f. Völkerpsych. I, p. 435.)

Die morphologische Form des Chinesischen transkribiert Schleicher z. B. als $A + A'$ oder $A' + A$, wobei A die Wurzel mit konkreter Bedeutung, A' , B' etc. „lose antretende, die beziehung umschreibende hilfswurzeln“ bezeichnen. Da sehr oft eine andere Betonung derselben Wurzel eine neue Bedeutung gibt, wird diese Art Wurzel genauer als A^1 , A^2 charakterisiert: haò „gut“: A^1 , hào „lieben“: A^2 . Den idg. morphologischen Worttypus umschreibt Schleicher, der sich übrigens im Verlaufe der Untersuchung nur noch zur Illustration seiner Analysen der mathematischen Symbole bedient, mit dieser Formel: $A^a a$, $A^a a a$, oder $A^a a$. A^a bedeutet die zum Ausdruck der Beziehung veränderliche Wurzel; a , b etc. bedeuten die stammbildenden Elemente, a die Personal- oder Kasusendungen. Die Formel $A^a a a$ gilt also für eine thematische Nominal- oder Verbalform, $A^a a$ für eine athematische; $A^a a$ kommt nur ausnahmsweise als Vocativ oder Imperativ vor, im übrigen unterscheidet sich aber das Idg. von den meisten Sprachen dadurch, dass der reine Stamm nicht als Wortform im Satze vorkommt. Wenn diese Formelsprache für das Idg., für welches genügend Termini zur Verfügung stehen, eine Spielerei scheinen mag, so konnten diese klaren Symbole doch in der Analyse fremder Typen gute Dienste leisten.

Als Ergebnis dieser morphologischen Analysen hält Schleicher nur nebenbei fest, dass „die sprachen oft nicht durchaus dieselbe morphologische form zeigen, das nomen hat z. b. nicht selten eine andere form als das verbum“ (p. 7). Die morphologische Betrachtung

hat Schleicher auch darauf geführt, dass „selbst verwandte sprachen, sprachen, die von einer grundsprache abstammen, verschiedene morphologische form haben (können)“, umgekehrt kann „morphologische übereinstimmung nicht als beweis der verwandtschaft dienen“ (p. 38).

Alle diese höchst unorthodoxen Bemerkungen Schleichers lehnt Steinthal mit Hohn und Spott ab (a. a. O.), er will überhaupt nichts von einer „Morphologie“ der Sprache wissen, noch auch etwas von einer Sprachbetrachtung, welche die geschichtliche Entwicklung der Sprachen zunächst nicht berücksichtigt, obwohl das auch Humboldts Sprachwissenschaft eigentümlich war. „Was soll aber gar ein deutscher Sprachforscher sagen zu einem Unternehmen, das eingestandenermaßen zwei verwandte Sprachen in zwei verschiedene (morphologische) Klassen bringt . . . das . . . viele Sprachen zerreißen würde, weil sie in den verschiedenen Redeteilen . . . verschiedene Formen verwirklichen?“ „Dann liegt aber auf der Hand, dass diese Betrachtungsweise sich um die barste Äusserlichkeit, um die leere Schale der Sprache, dreht“ (a. a. O. p. 435). Dieser Vorwurf enthält implicite eine primitive, völlig unhumboldtsche Sprachauffassung, welche in der Sprache zwischen einer „leeren Schale“ und einem innern Kern unterscheidet. Auch hier vergrößert und verfälscht Steinthal den Gedanken Humboldts, denn dessen Dualismus von Form und Stoff entspricht nicht der Vorstellung eines Gefäßes mit seinem Inhalt.

H. „Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form“

Diesen Vorwürfen antwortet nun Schleicher in seiner nächsten und letzten Abhandlung dieser Art. Steinthals simplizistischem Dualismus setzt er seine „monistische“ Sprachauffassung entgegen: „Es fragt sich nämlich, ob die lautliche form, ob die morphologische beschaffenheit für das innere wesen der sprache, für die funktion massgebend ist oder nicht . . . Mit andern worten: deckt sich funktion und laut, inhalt und form in der sprache, oder gibt es funktionen ohne lautlichen ausdruck? . . . Existieren im sprachgefühl des redenden grammatische kategorien, die derselbe lautlich

nicht bezeichnet? — Nach meiner Überzeugung ist dies nicht der Fall... Die lautliche Form der Sprache ist der Körper, die Erscheinung der Funktion, des Inhaltes der Sprache. Beide kommen nicht von einander getrennt vor, sie sind stets und untrennbar verbunden... Wir haben kein Recht, Funktionen da vorauszusetzen, wo keine Lautform ihr Vorhandensein anzeigt“ (a. a. O. p. 501). Schleicher weist dann nach, dass die dualistische Sprachauffassung im Stile Steinthals, die einen von der äusseren Sprache unabhängigen Inhalt annimmt, notwendig dazu führen muss, für alle Sprachen dieselbe innere Form anzunehmen, welche die Sprachen nur mehr oder weniger vollkommen „ausdrücken“. Darauf lief ja auch im wesentlichen Steinthals typologischer Vergleich hinaus. Er suchte überall eine dem idg. Verbum genau entsprechende Kategorie und vermerkte deren Fehlen oder andersartige Gestaltung mit Missbilligung.

Schleicher nimmt mit diesen Worten auch seine eigenen früheren Äusserungen zurück, die vorher (S. 110) erwähnt wurden, in denen er noch Beziehungsverhältnisse angenommen hatte, die lautlich nicht zum Ausdruck kommen müssen. Hinter Schleichers „monistischer“ Sprachauffassung steht als Philosophie ein reiner Materialismus. „Die Richtung des Denkens der Neuzeit läuft unverkennbar auf Monismus hinaus. Der Dualismus, fasse man ihn nun als Gegensatz von Geist und Natur, Inhalt und Form, Wesen und Erscheinung oder wie man ihn sonst bezeichnen mag, ist für die naturwissenschaftliche Anschauung unserer Tage ein vollkommen überwundener Standpunkt. Für diese gibt es keine Materie ohne Geist, ohne die sie bestimmende Notwendigkeit, aber eben so wenig auch Geist ohne Materie. Oder vielmehr, es gibt weder Geist noch Materie im gewöhnlichen Sinne, sondern nur eines, das beides zugleich ist.“ („Darwin“ p. 8.)

Dieser Materialismus ist nun allerdings denkbar weit entfernt von Humboldts Spiritualismus. Dieser hatte die wesentlichste Funktion der Sprache darin gesehen, die Welt in das „Eigentum des Geistes umzuschaffen“ (Leitzm. IV, a. a. O.); die Sprache als Ganzes war für ihn Schöpfung und Werkzeug des Geistes, und damit selbst geistiger Natur; das einzelne Wort schon bedeutete die Verwandlung eines materiellen in einen geistigen Gegenstand. Bei Schleicher dagegen hat die Sprache ihren geistigen Charakter vollkommen verloren. Er sieht in ihr einen ebenso materiellen Organis-

mus wie in Pflanzen- oder Tierkörper. Die Sprache ist zu einem vom menschlichen Geist unabhängigen „ergon“ geworden.

Allein, trotz dieses fundamentalen Unterschiedes entsprechen die oben zitierten Ausführungen Schleichers Wort für Wort Humboldts Sprachauffassung. Auch er hatte immer darauf bestanden, keine Funktion in einer Sprache vorauszusetzen, die darin nicht lautlich zum Ausdruck kommt; innere und äussere Form waren auch für Humboldt eine lebende, unauflösbare Synthese. Der Satz Schleichers: „Die lautliche Form der Sprache ist der Körper, die Erscheinung der Funktion, des Inhalts. Beide kommen nicht von einander getrennt vor, sie sind stets und untrennbar verbunden“ — dieser Satz könnte von Humboldt stammen. Schleichers materialistisch-monistische Sprachauffassung entspricht also genau dem spiritualistisch-monistischen Sprachbild Humboldts — nur mit umgekehrtem Vorzeichen.

Daher ist es nur folgerichtig, wenn Schleicher zu denselben Schlussfolgerungen wie Humboldt gelangt: „Es lässt sich... auf dem Wege der Beobachtung geradezu nachweisen, dass die funktionelle Gestaltung der Sprache, die innere Form derselben, bei verschiedenen Sprachen verschieden ist und zwar, dass diese Verschiedenheit völlig der durch die laute Ausgedrückten Verschiedenheit entspricht“ (p. 503). „Wir halten demnach an der Überzeugung fest, dass... der Laut ein vollgültiger und zwar der einzige Zeuge für die Funktion ist und dass also eine Sprache nur die Funktionen besitzt, welche sie lautlich bezeichnet. Wir nehmen also nicht eine und dieselbe innere Sprachform für alle Sprachen an, sondern schreiben jeder Sprache nur die innere funktionelle Gestaltung zu, die sie zum lautlichen Ausdruck bringt“ (p. 505).

Damit hat Schleicher auch diese Erkenntnis von der „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ für die Sprachwissenschaft wieder zurückgewonnen, zu der ihm früher Hegels Axiome den Zugang versperrt hatten (s. o. S. 92 ff.). Erst unter dieser Voraussetzung der wesenhaften Verschiedenheit der Sprachen war die unvoreingenommene Vergleichung verschiedener Sprachtypen möglich, erst unter dieser Voraussetzung, die Steinthal aufgegeben hatte, waren auch wirkliche „völkerpsychologische“ Erkenntnisse möglich, wie dieser sie programmatisch anstrebte.

Der praktische Teil von Schleichers Abhandlung erbringt nun den Beweis, dass es überhaupt keine grammatische Kategorie gibt,

die apriori in einer Sprache vorausgesetzt werden dürfte. Das gilt sogar für den vom idg. Sprachgefühl aus grundlegenden Gegensatz von Nomen und Verbum. An diesem Massstab hatte Steinthal im besonderen den Wert einer Sprache gemessen, weil er voraussetzte, dass ein Verbum im idg. Sinne zum Wesen der Sprache als solcher gehöre; er schalt jede Sprache, welche diese Kategorie nicht in der Form zeigte, „tot“ und „starr“ (s. o. S. 105).

Schleicher weist nun nach, dass „die trennung von nomen und verbum in der lautlichen form nur im Idg. vollkommen durchgeführt ist, dass folglich, wenn der vom Idg. her genommene begriff von nomen und verbum festgehalten wird, die unterscheidung dieser beiden wortarten nichts allgemeines, der sprache als solcher zukommendes, sondern vielmehr eine besonderheit einzelner sprachen, wahrscheinlich sogar eine dem Idg. ausschliesslich zustehende eigentümlichkeit ist“ (p. 501). In allen andern Sprachen findet Schleicher dagegen eine Kategorie, „die sich in höher entwickelten sprachen, so im Idg., nicht findet. In diesen ist das noch ungeschieden vorhanden, was sich im Idg. zu zwei gesonderten kategorien entwickelt hat“ (p. 506). Die genauen Funktionen dieser undifferenzierten Kategorien, die natürlich unter sich wieder unendlich verschieden sind, zu analysieren, darauf verzichtet Schleicher ausdrücklich; er erbringt also nur den negativen Beweis dafür, dass ein Verbum und Nomen im idg. Sinn nicht existiere. Die positive Analyse dieser verbal-nominalen Kategorien wäre aber damals wohl noch gar nicht möglich gewesen.

Der Versuch an sich, eine bestimmte grammatische Kategorie durch verschiedene Sprachen hindurch zu verfolgen, entsprach durchaus dem Programm Humboldts, der verschiedentlich empfohlen hatte, die Erforschung der innern Form der Einzelsprachen mit solchen Querschnitten zu verbinden. Er selbst hatte etwas Ähnliches in seiner (nicht ausgeführten) Abhandlung über den Dualis geplant.

Näher auf den praktischen Teil der Abhandlung einzugehen, müssen wir uns leider versagen. Sie zeigt, verglichen mit den „Sprachen Europas“, wo ja z. T. dieselben Sprachtypen behandelt wurden, einen deutlichen Fortschritt sowohl in der sachlichen Beherrschung der Sprachen wie in deren Darstellung.

IV. Schleichers Auffassung des Genus

An diesem konkreten linguistischen Problem lässt sich die Bedeutung ermesen, welche die Kenntnis fremder Sprachtypen für die Erklärung der grammatischen Erscheinungen der idg. Sprachen haben kann. Hier zeigt sich am praktischen Einzelfall, wie fruchtbar die Vereinigung allgemein-typologischer Sprachwissenschaft mit historischer Indogermanistik, wie sie Schleicher verwirklichte, werden konnte.

Schleicher versteht das idg. Genus als eine den verschiedenen Klassensystemen anderer Sprachtypen entsprechende grammatische Kategorie, als ein sprachliches Klassifikationssystem. In dieser Richtung war schon Humboldt gegangen, aber er hatte den Besitz eines Genus und der damit zusammenhängenden Kongruenz doch vor allem als besondere Leistung der Formalität der flektierenden Sprachen bewertet. Darin war ihm Steinthal gefolgt, der den Besitz eines Genus als wesentliches Kennzeichen der Formsprachen gelobt hatte („Charakteristik“, p. 238). Schleicher dagegen, der sich von dem Vorurteil der Form- und der formlosen Sprachen befreit hatte, sieht unbefangen die prinzipielle Ähnlichkeit des idg. Genus mit dem Klassifikationssystem der Bantu-Sprachen. „In den südafrikanischen sprachen fanden wir die nomina durch vorgesetzte pronominale elemente in klassen zerfallend, die wir uns als eine speziellere und mehr ins einzelne gehende unterscheidung der art zu denken haben, wie sie in den meisten sprachen das genus bewirkt... Man ist gewohnt, nur masculinum, femininum und neutrum als genusunterschiede zu betrachten. Allein, wie viele sprachen gar kein genus unterscheiden, viele nur masculinum und femininum kennen, so empfinden, auf der andern seite, andere sprachen zahlreichere genusunterschiede als jene drei, uns vom Idg. her geläufigen“ („Morphologie“ p. 24).

Auch Schleicher weist darauf hin, dass die Existenz eines Genus in einer Sprache die grammatische Kongruenz mit sich bringt, welche also auch nicht, wie Steinthal geglaubt hat, ein Privileg der Formsprachen ist: „Diesen vielen klassen entsprechend ist das pronomen der dritten person in diesen sprachen vielförmig, jede klasse hat ihr eigenes pronomen, und so kann nicht nur das adjektivum durch vorsetzung des klassenzeichens, sondern auch das verbum

durch vorsetzung des entsprechenden pronomens mit dem substantivum in einklang gesetzt werden“ (das. p. 24).

Nach dieser Gleichsetzung des idg. Genus mit andersartigen Klassifikationssystemen bietet diese grammatische Kategorie dem Verständnis keine grundsätzlichen Schwierigkeiten mehr. Dagegen erheben sich zahlreiche konkrete Fragen, z. B. ob das dreiteilige Genus der idg. Sprachen ursprünglich sei oder nicht, ferner, wie das grammatische Geschlecht lautlich zum Ausdruck komme etc. Das semantische Problem, also die Frage, auf welchen Prinzipien die Zuteilung eines Wortes zu dem einen oder andern Genus beruhe, beschäftigt Schleicher nicht, dem überhaupt der semantische Aspekt der Sprache gleichgültig zu sein scheint. Dadurch unterscheidet er sich in extremem Masse von Jacob Grimm, den das Genus weniger als grammatische Kategorie, denn als Bedeutungsgehalt des einzelnen Wortes interessierte.

Zu den morphologischen Problemen des idg. Genus hat Schleicher in einem Aufsatz Stellung genommen (Kuhn- u. Schleichers Beitr. z. vgl. Spr.-Forschung Bd. III, 1863, p. 92 ff.), ausserdem hat er ihm im Compendium einen besonderen Abschnitt gewidmet (§ 244 ff.), während Bopp in seiner Vergleichenden Grammatik das Genus gar nicht als selbständige grammatische Kategorie erwähnte.

„Wie bezeichnet das Idg. das genus der nomina? Ein besonderes lautliches element mit der funktion, die genusbeziehung auszudrücken... gibt es im Idg. nicht... Das genus wird in den vorliegenden idg. sprachen nur durch mittel bezeichnet, welche nicht ursprünglich diesem zwecke dienen; da ferner wahrzunehmen ist, dass das genus in vielen fällen erst in einer späteren lebensperiode der sprache in der lautform des nomens unterschieden wird, so ist der schluss gerechtfertigt, dass in einer älteren lebensperiode der idg. ursprache das genus noch gar nicht zum lautlichen ausdruck kam. Die gesamten genusbezeichnungen sind sekundär im Idg. Bis zu einer durchgreifenden genusbezeichnung hat es trotz anwendung mehrfacher mittel keine idg. sprache gebracht“ (a. a. O. p. 92).

Schleicher zählt darauf alle formalen Elemente auf, die zu Genus-Kennzeichen wurden und kommt dabei zu dem Schluss, dass es ursprünglich überhaupt kein Element gegeben habe, das ausschliesslich für *ein* bestimmtes Genus Geltung gehabt hätte. Im

Gegensatz zu Jacob Grimm, den er in einer Fussnote (p. 93) erwähnt, hält Schleicher daher die masc. ā- und die fem. o-Stämme (die er zwar noch nicht so nennt) für ursprünglich. Schleichers Nachfolger, vor allem Brugmann¹²³ und Delbrück¹²⁴, werden diese Auffassung bestreiten; die moderne Sprachwissenschaft gibt aber Schleicher recht¹²⁵.

Karl Brugmann hat später in einem viel umstrittenen Aufsatz¹²⁶ dieselbe Theorie von der Unursprünglichkeit der Genus-Kennzeichen verfochten — ohne Schleicher zu erwähnen —, aber da er weder Schleichers Kenntnis fremder Sprachtypen noch auch Jacob Grimms mythologisches Wissen besass, zog er daraus den Schluss, das Genus als Ganzes, als grammatische Kategorie überhaupt, verdanke seine Entstehung der falschen Assoziation von äusseren Sprachlauten.

Im 20. Jahrhundert wurde das Problem des idg. Genus sehr intensiv erforscht, ohne dass man bis heute zu einer allgemein anerkannten Lösung gekommen wäre. Meillet¹²⁷ nahm eine ursprünglich zweiteilige Klassifikation in „animé“ (masc./fem.) und „inanimé“ (neutrum) an, wobei er vor allem die späte Abspaltung des Femininums betont, was Pedersen durch den Nachweis alter Fem.-Formen im Hethitischen zu widerlegen sucht¹²⁸. Hirt geht von einer ursprünglich genus-losen Sprache aus, von der das Neutrum heute noch den Rest darstelle; die Unterscheidung belebt/unbelebt bilde nur ein Übergangsstadium; angelegt sei das idg. Genus auf die Unterscheidung von „männlich“ und „weiblich“, wie sie im Französischen zu Ende geführt worden sei¹²⁹. G. Royen¹³⁰ sieht im idg. Genus eine Reinterpretation eines älteren mehrgliedrigen Klassifikationssystems, dessen Exponenten eventuell die Stammsuffixe waren. Er erhärtet seine These durch einen breit an-

123) Grundriss II, 1, § 59 ff. IF 21, p. 315.

124) Syntakt. Forschungen IV, p. 4 ff.

125) S. E. Schwyzer Griech. Gramm, 2. Bd., p. 30 ff., München 1950.

126) Techmers Int. Zs. f. Allg. Spr. Wiss., Bd. IV, 1889, p. 100 ff.

127) a. a. O., S. 20.

128) H. Pedersen „Hittitisch und die andern id.eur. Sprachen“, p. 13 ff., Kopenhagen 1938.

129) Hirt a. a. O., S. 26.

130) G. Royen „Die nomin. Klassifikationssysteme in den Sprachen der Erde“, Anthropos 1929, p. 139 ff., 430 ff.

gelegten Vergleich mit ausser-idg. Klassifikationssystemen und knüpft damit an Schleichers Methode an. F. Specht endlich geht von einem allgemeinen Animismus aus¹³¹, und J. Lohmann hat konkret nachgewiesen¹³², dass das fem. *ī*-Suffix identisch ist mit dem *ī* des Gen. Sg. der o-Stämme im Lateinischen, Keltischen und Illyrischen (lup.-*ī*), und dass seine ursprüngliche Bedeutung die der Zugehörigkeit war.

So verschieden im einzelnen diese Theorien sind, so enthalten sie implicite doch alle die Hauptmomente von Schleichers Theorie: 1. Das idg. Genus ist ein sprachliches Klassifikationssystem unter vielen andern; 2. die formalen Elemente, die in historischer Zeit zu Kennzeichen eines bestimmten Genus wurden (wie die Stammsuffixe *ā*, *o*, *ī*), hatten ursprünglich diese Funktion nicht oder nicht ausschliesslich. Dass Schleicher, der ja noch nicht im Besitz der richtigen Vorstellung des idg. Lautsystems war, dennoch zu prinzipiell richtigen Erkenntnissen über das idg. Genus gelangen konnte, verdankt er vor allem seiner Verbindung von historischer Indogermanistik und allgemeinsprachwissenschaftlicher typologischer Forschung. Diese fruchtbare Vereinigung wurde von seinen junggrammatischen Schülern, welche die eigentlichen Träger der Indogermanistik in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurden, nicht nur in der Praxis aufgegeben, sondern sogar theoretisch abgelehnt¹³³. Die Brugmannsche Genus-Theorie spricht nicht für die Richtigkeit dieser Haltung.

V. Zusammenfassung

Versuchen wir nun nach diesem Überblick über die reiche Vielfalt von Schleichers Gesamtwerk die wesentlichen Ergebnisse zu rekapitulieren.

In der Indogermanistik erscheint Schleicher als der Fortsetzer von Bopps Werk und Methode, als der grosse Kodifikator, der die Ergebnisse der idg. Sprachwissenschaft sammelt, sichtet und in der

131) F. Specht „Der Ursprung der idg. Dekl.“, Göttingen 1944, p. 290 ff.

132) Lohmann, a. a. O., S. 20.

133) Brugmann „Zum heutigen Stand der Sprachwiss.“, Strassburg 1885, p. 11 ff.; H. Paul „Prinzipien der Sprachwiss.“, 5. Aufl., 1920, Einleitung.

Form eines Inventars festhält. Seine in die Zukunft weisenden Neuerungen sind die Rekonstruktion der Formen der Ursprache, die dadurch erreichte Gleichschaltung des Sanskrit mit den übrigen idg. Sprachzweigen; ferner der Versuch, die Entwicklung der verschiedenen idg. Sprachen systematisch in Lautgesetze zu fassen. Alle diese neuen Elemente wurden von unschätzbbarer Bedeutung für die Weiterentwicklung der Indogermanistik, aber keine ihrer fruchtbaren Konsequenzen wurde von Schleicher selbst verwirklicht. Er war weder an der Entdeckung der wirklichen Lautverhältnisse des Idg. beteiligt, zu der er durch die Absetzung des Sanskrit als Ursprache die Voraussetzungen geschaffen hatte, noch wird er genannt in der Ausbildung der junggrammatischen Doktrin von der Sprachentwicklung als eines durch Lautgesetze und Analogie bestimmten Prozesses, obwohl er auch hier die Grundsteine gelegt hatte. Dasselbe gilt für seine grundsätzliche Entdeckung der Sprachgeographie und Substrattheorie, zu welchen beiden er die Voraussetzungen in den „Sprachen Europas“ gegeben, sie selbst aber nur in Ansätzen verwirklicht hatte.

Durch seine Tätigkeit in Litauen erwies er sich in seiner Märchensammlung als Schüler Jacob Grimms und damit auch als Vorläufer der modernen Märchenforschung und Volkskunde. Da er sich in seiner Darstellung des Litauischen nicht an schriftliche Texte und damit an die normierte Schriftsprache hielt, sondern sein Hauptaugenmerk auf die dialektalen Abwandlungen der Sprache legte, ist er gleichzeitig ein Vorläufer der modernen Dialektforschung und -Geographie.

An der Begründung der Slavistik als eines Spezialgebietes der idg. Sprachwissenschaft war Schleicher massgebend beteiligt durch zahlreiche Einzelarbeiten (s. Bibliographie bei J. Schmidt a. a. O.) sowie durch seine „Formenlehre der kirchenslavischen Sprache“. Schleicher war auch der erste deutsche Sprachforscher, der über ausgedehnte praktische Kenntnisse verschiedener slavischer Sprachen verfügte.

In der allgemeinen Sprachwissenschaft endlich zeigte sich Schleicher als Schüler Humboldts, der dessen Methode der Vergleichung der Sprachen nach ihrer innern Form übernahm und sie erstmals in grossem Stil in die Praxis umsetzte. Gleichzeitig befreite er diese Methode, und den Begriff der innern Form überhaupt, von allen aprioristischen Fesseln und Werturteilen, und, indem er sie auf die

modernen europäischen Sprachen übertrug, begründete er grundsätzlich die moderne typologische Forschung, die später in F. N. Fincks „Haupttypen des Sprachbaus“¹³⁴ und E. Lewys „Der Bau der europäischen Sprachen“¹³⁵ verwirklicht wurde. Steinthals psychologisch-aprioristische Typologie erwies sich dabei als Nebenlinie. Was die sachliche Leistung betrifft, erscheint Schleichers Werk also gleichzeitig als Abschluss einer Periode und als Beginn einer neuen Epoche der Sprachwissenschaft. Auch in seiner geistesgeschichtlichen Stellung bedeutet Schleichers Werk einen Übergang. Schleicher geht von einem hegelianischen Idealismus aus und führt diesen schrittweise in einen darwinistischen Materialismus über. Er beginnt mit einer philosophisch bestimmten, aprioristischen Sprachbetrachtung und endet bei einer rein beobachtend-beschreibenden Sprachwissenschaft, die „mit grösster Gemütsruhe den Mangel eines ... entsprechenden philosophischen Systems (erträgt)“ („Darwin“ p. 8).

Einzigartig bleibt die Weite von Schleichers Tätigkeitsfeld: Spezialist auf dem Gebiete des Slavischen und Litauischen war er auch das Haupt der indogermanischen Schule und Mit-Herausgeber der wichtigsten linguistischen Zeitschrift seiner Zeit („Kuhn- und Schleichers Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung“). Gleichzeitig erscheint er neben Steinthal als der bedeutendste Vertreter allgemein-sprachwissenschaftlicher typologischer Forschung — und all das in einer wenig mehr als zwanzig Jahre umfassenden Arbeitszeit. Das war allerdings nur möglich, weil die moderne Sprachwissenschaft bei seinem Tode erst fünfzig Jahre alt und daher noch relativ überschaubar war. Aber sein rastloses Streben nach Universalität, nach allumfassender Sprachenkenntnis unterscheidet Schleicher doch auch grundsätzlich von dem engen Spezialistentum seiner Nachfolger in der Indogermanistik.

Sleichers Verhältnis zu Hegel und Humboldt wurde oben ausführlich betrachtet. Die von Schleicher ausgeübte Wirkung auf die nachfolgenden Sprachforscher kann hier nur mit wenigen Worten angedeutet werden: Schwerwiegend war vor allem die Loslösung der Sprache vom „Geist der Völker“ und von der ge-

134) Leipzig 1910.

135) Proceedings of the Royal Irish Academy. Vol. 48, Sect. C, Nr. 2, Dublin 1942.

schichtlichen Wirklichkeit, die Schleicher dadurch vollzog, dass er die Sprache zum autonomen Organismus erklärte. Seine sämtlichen Forschungen — die litauischen Sammlungen einzig ausgenommen — beziehen sich ausschliesslich auf den lautlichen, morphologischen und syntaktischen Aspekt der Sprache. Er steht damit in denkbar grösstem Gegensatz etwa zu Jacob Grimms ganz auf die Bedeutung gerichteter Sprachforschung. Schleicher begründete ja als eine eigene Disziplin die „Morphologie“ als die äussere Beschreibung der Formen einer Sprache, welche auf deren Funktion und Bedeutung keine Rücksicht nimmt. Ein derartiger Versuch wäre für Humboldt wie für Grimm schon an sich unvorstellbar gewesen. Die junggrammatische Doktrin, welche in der Entwicklung der Sprachen einen ausschliesslich von Lautgesetzen und Analogien bestimmten Prozess sah, ist nur die konsequente Weiterführung der Schleicherschen Vorstellung von der Sprache als eines autonomen Organismus.

Schleicher verzichtet grundsätzlich auf eine geschichtliche oder völkerpsychologische Deutung der beschriebenen sprachlichen Phänomene, d. h. er gibt es von vornherein auf, eine beobachtete Tatsache, die er einmal grammatisch benannt hat, weiter verstehen zu wollen. Darin findet er in den Junggrammatikern sehr gelehrige Schüler: Hat Schleicher darauf verzichtet zu fragen, was die Wörter und Sätze, welche er grammatisch analysierte, bedeuteten, so werden die eigentlichen Positivisten darin noch weitergehen und auch bei den grammatischen Formen die Frage nach der syntaktischen Funktion zurückstellen.

Bedeutsam wurde Schleichers Zuordnung der Linguistik zu den Naturwissenschaften. Programmatisch wurde dieser Irrtum zwar sehr bald korrigiert, tatsächlich blieb aber die Sprachwissenschaft auf längere Zeit mit den Naturwissenschaften geistig verbunden, nur dass, der allgemeinen Entwicklung folgend, an die Stelle von Schleichers Botanik und Zoologie die mechanische Physik trat. In den theoretischen Abhandlungen der Junggrammatiker erscheint dann überall dort, wo Schleicher von „Organismus“ gesprochen hat, der Ausdruck „Mechanismus“¹³⁶. Das Minderwertigkeitsgefühl des Linguisten dem Naturwissenschaftler gegenüber tritt noch deutlich in Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte“ in Erscheinung¹³⁷.

136) S. Brugmann „Zum heutigen Stand der Sprachwiss.“, a. a. O., p. 32 ff.; Paul „Prinzipien der Sprachgeschichte“, 1. Aufl., 1880, p. 7.

137) Bes. p. 4, a. a. O.

Die einseitige Konzentration auf das lautlich Materielle der Sprache, die von Schleicher begonnen und von den Junggrammatikern weitergeführt wurde, barg für die Sprachwissenschaft die Gefahr der Sterilität in sich, der man auf verschiedenen Wegen, durch die Beiziehung von Psychologie oder Soziologie oder durch das Programm „Wörter und Sachen“ zu begegnen strebte. Aber das Bewusstsein von der Einheit von Mensch und Sprache, von Geist und Sprache, das der Idealismus besessen hatte, war nun einmal zerstört, und die später geforderte Beiziehung von verschiedenen Hilfswissenschaften war ein rein äusserlicher Versuch eines Auswegs.

Bleibt so Schleicher einerseits der Schüler Humboldts, Bopps und Grimms, so erscheint er andererseits als der Totengräber der idealistischen Sprachwissenschaft und als der Begründer des materialistischen Positivismus in der Sprachforschung.

Schlusswort

Um Wilhelm von Humboldts Sprachauffassung nahe zu kommen, wurde seine Idee der „inneren Form der Sprache“ in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt. Wir haben die Wirkungsweise der inneren Formkraft, welche wir mit „Formalität“ umschrieben haben, auf dem Gebiete der Wortbildung, der Schaffung der grammatischen Formen und in der Bildung des Genus verfolgt und festgestellt, dass die „innere Form“ einer bestimmten Sprache für Humboldt das Resultat all dieser Einwirkungen der sprachlichen Formalität bedeutet. Humboldts gesamte Sprachauffassung, ja seine Weltanschauung überhaupt, ist beherrscht von der Polarität von „Stoff“ und „Form“. Dieser Gegensatz besteht aber nicht in einem rationalistischen Unterschied von innen und aussen, in der Sprache etwa zwischen Bedeutung und Grammatik, sondern bedeutet in neuplatonischem Sinne das Zusammenwirken einer aktiven, ideellen Kraft mit einem passiven, materiellen Medium. Wir haben gesehen, dass der „Stoff“ der Wortbildung die sinnliche Anschauung ist, welche durch die Formalität zum Begriff geprägt wird. In der Grammatik ist der „Stoff“ in dem grammatisch ungeformten Wort, dem reinen Bedeutungsträger gegeben, der durch die grammatische Wirksamkeit der Formalität verwandelt und in das grammatische System einer bestimmten Sprache eingeordnet wird.

Die Sprache als Produkt des Zusammenwirkens einer geistigen schöpferischen Kraft und eines passiven Stoffes wird dadurch eine Welt für sich; sie ist weder rein materieller noch rein geistiger Natur, sondern etwas Drittes, das Anteil hat an der Materie der Welt wie an der Kraft des Geistes. Die Eigenständigkeit, Eigengesetzlichkeit der Sprache ist eine wesentliche Erkenntnis Humboldts. Er zeigt als erster, wie relativ unabhängig die Sprache sowohl von der durch sie benannten Realität als auch von den Kategorien des logischen Denkens ist. Daher bemüht sich Humboldt immer, sprachliche Erscheinungen aus der Sprache selbst, und nicht aus Psychologie und Logik oder aus der äusseren Erscheinungswelt zu erklären. Die Bedeutung eines bestimmten Wortes z. B. ergibt

sich für ihn nur aus dem Zusammenhang des ganzen „Sprachfeldes“, ja aus der Gesamtheit des Wortschatzes einer Sprache; die Funktion einer grammatischen Form lässt sich für ihn nur im Zusammenhang mit dem grammatischen System der ganzen Sprache definieren, und nicht etwa, wie Bopp das versuchte, aus der etymologischen Bedeutung des Formelementes.

Aller Nachdruck liegt bei Humboldt auf dem formalen, grammatischen Aspekt der Sprache. So sieht er auch im idg. Genus vor allem das Systemhafte, das Klassifikationsprinzip, während er sich für das Genus als Bedeutungsgehalt des einzelnen Wortes weniger interessiert. Seine Werturteile über die verschiedenen Sprachen richten sich ausschliesslich nach dem Grad ihrer Vergeistigung, nach der Intensität der in ihnen wirkenden sprachlichen Formalität.

Diese geistige Formkraft erscheint in jeder Nation in einer individuellen Eigenart, welche die Andersartigkeit der Sprachen bewirkt. Sprachen sind daher für Humboldt nicht mehr willkürlich verschiedene, mehr oder weniger vollkommene Bezeichnungen eines im Grunde identischen Inhalts, sondern ihre Verschiedenheit fliesst aus der Verschiedenartigkeit des Denkens der Nationen.

Diese Erkenntnis führte zu Humboldts Opposition gegen das allgemein übliche Verfahren, den Grammatiken exotischer Sprachen das lateinische Kategorienschema zugrunde zu legen. Humboldt verlangt, dass jede Sprache aus ihrer individuellen Eigenart heraus verstanden und beschrieben werden müsse, dass es keine grammatischen Kategorien gebe, die apriori in einer Sprache vorausgesetzt werden dürfen. Wir haben dies Humboldts „Kritik der reinen Grammatik“ genannt.

Die Wirkung der Formkraft ist für Humboldt nicht einmalig, auf die prähistorische Entstehungszeit der verschiedenen Sprachen beschränkt, sondern ein in der Sprache jederzeit lebendig wirkender Prozess. Daher sieht Humboldt, im Gegensatz zu allen Anschauungen des 19. Jahrhunderts, in der Geschichte der Sprachen nicht einen Niedergang, sondern einen ständigen Fortschritt. Einzelne Sprachen zwar können, wenn die sie sprechende Nation ihre Lebenskraft verliert, stehen bleiben und verwildern, aber von der Gesamtheit der Menschheit aus betrachtet, ist die Sprache als Überwindung der Materie durch den Geist in der sprachlichen Form in ständigem Fortschreiten begriffen.

Jede Sprache ist für Humboldt ein individueller Weg der Menschheit, „die Welt in das Eigentum des Geistes umzuschaffen“. Es gibt daher auch keine „primitiven“, sondern nur andersartige Sprachen für Humboldt; ihre Wertunterschiede, die sich aus dem verschiedenen Grad der in ihnen herrschenden Formalität ergeben, sind nur relativ, weil keine Sprache der Erde das Ideal der vollkommenen Form verwirklicht.

Einem weit verbreiteten Vorurteil entgegentretend, wonach Humboldts Sprachphilosophie nur als ein „Kapitel seiner innern Biographie“ (vgl. S. 34) gewürdigt werden müsse, haben wir allgemein versucht, Humboldts sprachwissenschaftliche Tätigkeit gerade in ihrer Bedeutung für die theoretische und praktische Sprachforschung darzustellen.

Ganz anders hat sich uns die Sprachauffassung Jacob Grimms gezeigt. Die Analyse des Genus-Kapitels in der Deutschen Grammatik hat uns durch die Anordnung des Materials, die Methode der Untersuchung und die Bewertung der sprachlichen Tatsachen auf eine Vorstellung Grimms geführt, die wir mit „magischer Sprachauffassung“ umschrieben haben. Wir haben gesehen, dass Grimm in der Behandlung des Genus ganz vom einzelnen Wort und dessen konkreter Bedeutung ausgeht, ja dass bei näherem Zusehen seine ganze Wissenschaft Wort- und Bedeutungsforschung ist. Im Vordergrund steht für Grimm nicht die Sprache als geistiges, grammatisches System, sondern das einzelne Wort und dessen Beziehung zur sinnlichen Realität.

Jacob Grimm geht von einer ursprünglich magischen Sprache aus, in der jedes Element seine ganz bestimmte, reale Beziehung zu der sinnlichen Welt hatte. Erst im Laufe der Geschichte ging dieser magische Sinn teilweise unter; er wurde zerstört durch die intellektuellen Verstandeskräfte des Menschen. Das Wiedererkennen des ursprünglichen, magisch sinnvollen Zusammenhanges zwischen Sprache und Welt ist das Ziel von Jacob Grimms ganzer historischer Forschung. Er sucht die alte „sinnliche Schönheit“ und „leibliche Vollkommenheit“ der Sprache wiederzufinden. Alles Gewicht liegt bei ihm daher auf dem konkreten, stofflichen Element der Sprache. Damit steht er in diametralem Gegensatz zu Humboldt. Dass sich Jacob Grimm dieser Verschiedenheit wohl bewusst war, zeigt die in einem Brief enthaltene ablehnende Kritik von Humboldts Anschauungen (Anz. f. dt. A. 30, p. 150 ff.). Grimm verteidigt darin

die „stoffartige Herrlichkeit der Sprache“ gegen Humboldts geistige Formkraft, deren Wirkung Grimm nicht als Aufbau, sondern als Zersetzung und Niedergang empfindet.

Wir haben gesehen, dass Grimms magische Sprachauffassung im Zusammenhang mit seinem Erlebnis der Geschichte verstanden werden muss, welche er als fortschreitende Entfremdung des Menschen aus der Einheit mit der sinnlichen Welt versteht. Grimms Geschichtsbild findet seinen Ausdruck im Mythos vom goldenen, silbernen und eisernen Zeitalter; es ist die magische Sprache des goldenen Zeitalters, die vom selbstbewussten menschlichen Geist noch nicht rationalisiert war, welche Grimm in den älteren Sprachstufen zu finden glaubt. Von diesem intensiven Erlebnis der Geschichte aus kam Grimm überhaupt zu seiner historischen Methode der Sprachforschung, sich auch darin von Humboldt unterscheidend, welcher fast ausschliesslich synchronische Sprachbetrachtung trieb.

In Jacob Grimms Ablehnung der zeitgenössischen Indogermanistik haben wir als Motiv eine nationale Begeisterung gefunden, welche in seinen späteren Werken zu einem eigentlichen Nationalismus auswuchs und Grimms Forschung als treibende Kraft und Wertmassstab zugleich bis in alle Einzelheiten bestimmte. Die eigentlich religiöse Verehrung der deutschen Nation steht wieder mit Grimms mythischem Geschichtsbild in Zusammenhang. Auch darin unterscheidet sich Jacob Grimm wesentlich von Wilhelm von Humboldt, der einer älteren, kosmopolitisch denkenden Generation angehörte.

Im Abschnitt über August Schleicher haben wir die stufenweise Umwandlung einer von Humboldt und Hegel bestimmten idealistischen Sprachauffassung in ein rein materialistisches Sprachbild beobachtet. Schleicher vereinigt in seinem Werk erstmals die von Jacob Grimm und Franz Bopp geschaffene historische Methode mit Wilhelm von Humboldts synchronisch-beschreibender Sprachbetrachtung. Er erreicht allerdings noch keine wirkliche Verbindung und Ergänzung der beiden Methoden, sondern stellt noch äusserlich historisch gerichtete Werke neben synchronische Sprachanalysen.

Schleicher übernimmt Humboldts sachliche und methodische Erkenntnisse, stellt diese aber auf eine materialistische Basis. Er sieht in der Sprache nicht mehr wie Humboldt ein geistiges System, sondern einen materiellen, vom menschlichen Geiste unabhängigen

Organismus. Daher werden in seinem Denken die von Humboldt übernommenen Begriffe materialistisch umgedeutet. Die innere Formalität der Sprache, welche bei Humboldt eine geistige Kraft gewesen war, wird bei Schleicher zum natürlichen Wachstumsprinzip eines Organismus. Die von Humboldt unterschiedenen Sprachtypen, welche dieser als verschiedene geistige Formen verstanden hatte, deutet Schleicher in eine prähistorische Entwicklungsreihe um. Er überträgt die von Darwin für die organische Welt aufgestellte Stufenfolge auf die Sprachen und sieht in den verschiedenen Typen Entwicklungsstufen, die sich auseinander entfaltet hätten. Anders als die konsequenten Darwinisten (s. Bleek a. a. O.) hält Schleicher aber an dem Axiom vom geschichtlichen Niedergang und Zerfall der Sprachen fest; er nähert sich darin äusserlich Jacob Grimm.

Wir haben gesehen, wie die Vorstellung der Sprache als eines autonomen, vom Menschen und dessen Geiste unabhängigen Organismus Schleicher dazu führte, den semantischen Gehalt der Sprache vollständig zu vernachlässigen und sich einseitig auf den lautlich in Erscheinung tretenden Aspekt zu konzentrieren. Durch die Lösung der Sprache vom Menschen verlor Schleicher nicht nur die geistige und psychologische Basis, sondern auch die Möglichkeit, die Sprachentwicklung aus der Geschichte der sprechenden Nationen zu verstehen. Diese Haltung wurde von Schleichers Nachfolgern, den Junggrammatikern, weiterentwickelt und in ihrer Doktrin verankert, nach welcher die Sprachentwicklung ein ausschliesslich von (zufällig eintretenden) Lautgesetzen und den sie durchkreuzenden Analogien bestimmter Prozess sei.

Von dieser materialistischen Grundlage aus versucht aber Schleicher trotzdem, Humboldts Forderung nach der Vergleichung der Sprachen in ihrer innern Form zu verwirklichen. Diese Übernahme einer aus einer bestimmten Sprachauffassung geborenen Methode durch einen Forscher, der von völlig anderen geistesgeschichtlichen und persönlichen Voraussetzungen ausgeht, vollzieht sich aber nicht, ohne dass ein gewisser Bruch im Werk sichtbar würde. Nicht selten sahen wir bei Schleicher Widersprüche zwischen der übernommenen Theorie und der eigenen Beobachtung entstehen. In den „Sprachen Europas“ wendet Schleicher Humboldts typologische Methode erstmals auf die modernen europäischen Sprachen an und versucht, diese Sprachen rein beschreibend darzustellen, ohne ihre genealogische

Abstammung und historische Entwicklung zu berücksichtigen. Praktisch bleibt er dabei in Ansätzen stecken, aber sein Versuch zeigt erstmals, wie die nur das Material der Sprachen erfassende Indogermanistik durch eine beschreibende Darstellung der inneren Formen der Sprachen zu ergänzen ist.

Ebenfalls im Sinne Humboldts verlangt Schleicher vom Linguisten eine universale Kenntnis der Sprachen der Erde, um die Erscheinungen einer bestimmten Sprache ihrem Wesen nach verstehen zu können. Seine Auffassung des Genus zeigte die praktische Bedeutung dieser weiten Sprachenkenntnis selbst für die eigentliche Indogermanistik, indem sie es ihm ermöglichte, Bedeutung und Funktion des idg. Genus durch einen Vergleich mit dem Klassifikationssystem der Bantu-Sprachen zu verstehen.

Indem Schleicher Humboldts Methode von ihrer philosophischen Grundlage löst und sie einer ganz andersartigen Sprachauffassung dienstbar macht, befreit er die beschreibende Sprachbetrachtung von all den Werturteilen und aprioristischen Zügen, welche ihr bei Humboldt noch anhafteten und welche Steinthal noch weiter ausbaute, wie wir gesehen haben.

Bei dem zum konsequenten Materialisten gewordenen Schleicher erscheint die Sprache ihres geistigen Charakters völlig beraubt. Sie ist zu einem autonomen Organismus geworden, welcher seinen eigenen, vom Menschen unabhängigen Entwicklungsgesetzen unterliegt. Dadurch gelangt Schleicher aber, aus völlig andern Gründen als Humboldt, wieder dazu, die Eigenständigkeit der Sprachen zu betonen, welche auch für ihn eine Welt für sich bildet. Auch Schleicher erkennt die wesenhafte Verschiedenheit der Sprachen, die Unmöglichkeit, irgendwelche Kategorien apriori in allen Sprachen vorauszusetzen. Daher bemüht sich Schleicher, sprachliche Erscheinungen aus der Sprache selbst zu erklären und nicht, wie Steinthal z. B., aus philosophischen oder psychologischen Axiomen. Schleicher sieht, wie Humboldt, die unauflösbare Synthese von Form und Funktion; auch er findet in der inneren Form einer Sprache eine lebendige Einheit, allein er versteht diese Einheit nicht mehr als geistige Form, sondern als organisches, materielles Lebensprinzip. An dieser Wendung der Sprachwissenschaft, an der Abkehr von ihren in Romantik und Idealismus wurzelnden Anfängen zu der später herrschenden materialistisch-positivistischen Denkweise muss Schleicher ein bedeutender Anteil zugesprochen werden.

LITERATURVERZEICHNIS

- A. v. Arnim u. Clemens Brentano: „Des Knaben Wunderhorn“, Werke Arnims ed. v. W. Grimm, Berlin, 1839—56, Bd. 13, 14, 17.
- J. Ch. Adelung: Umständliches Lehrgebäude der dt. Sprache, Leipzig 1804.
- Älteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur, Leipzig 1804.
- G. I. Ascoli: Sprachwissenschaftliche Briefe. Übersetzt von B. Güterbock, Leipzig 1887.
- E. Benveniste: Origines de la formation des noms en ind.-eur. Paris 1935.
- Noms d'agent et noms d'action en Id.-Eur., Paris 1948.
- A. Bertholet: Das Geschlecht der Gottheit, Tübingen 1934.
- P. Binswanger: Wilhelm von Humboldt, Frauenfeld/Leipzig 1934.
- W. H. Bleek: Über den Ursprung der Sprache, Vorwort v. Ernst Haeckel, Weimar 1868.
- J. Bloch: Préfixes et suffixes en Andaman, BSL 45, 1949.
- J. Böhme: Theosophia, Ed. v. J. G. Gichtels, 1715.
- Bolte-Polivka: Anmerkungen zu den „Kinder- und Hausmärchen“, Leipzig 1913.
- F. Bopp: Vocalismus oder sprachvergleichende Kritiken über Grimms Deutsche Grammatik und Graffs Althochdeutschen Sprachschatz mit Begründung einer neuen Theorie des Ablauts. Preuss. Jahrbücher f. wiss. Kritik, Februar 1827.
- Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechisch, Lateinisch, Lithauisch, Gothisch und Deutsch, Berlin 1833—1849.
- Kritische Grammatik der Sanskrit-Sprache, 4. Aufl., Berlin 1868.
- Konjugationssystem der Sanskrit-Sprache, Frankfurt 1816.
- K. Brugmann: Grundriss der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen, 2. Bearbeitung, Strassburg 1897.
- Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft, Strassburg 1885.
- Das Nominalgeschlecht in den idg. Sprachen. Techmers Int. Zs. für Sprachwissenschaft 4, p. 100 ff.
- E. Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen, 1. Teil: Die Sprache, Berlin 1923.
- Sprache und Mythos. Ein Beitrag zum Problem der Götternamen, Leipzig 1925.
- F. Creuzer: Symbolik und Mythologie der alten Völker, 2. Aufl., Leipzig 1819.
- G. Curtius: Jacob Grimm, Vortrag, Leipzig 1871.
- B. Delbrück: Vergleichende Syntax der idg. Sprachen (Einleitung.), Berlin 1893—1900.
- Syntaktische Forschungen IV, Halle 1879.
- Einleitung in das Studium der idg. Sprachen, 5. Aufl., Leipzig 1908.
- E. Durkheim et M. Mauss: De quelques formes primitives de classification, L'Année sociologique 6, 1901.
- H. W. Ebel: Celtische Studien, KZ 2, p. 65 ff., 1861.
- J. G. Fichte: Reden an die deutsche Nation, Ed. E. Liebert, Berlin 1912.
- E. Fiesel: Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik, Tübingen 1927.
- F. N. Finck: Die Haupttypen des Sprachbaus, Leipzig 1910.

- R. Fischer: Erlebnisse August Schleichers in der Bach'schen Ära, *Zs. f. Slavistik* I, 1, 1956.
- K. E. Gass: Die Idee der Volksdichtung und die Geschichts-Philosophie der Romantik, Kaiser-Wilhelm-Institut f. Kunst- u. Kulturwiss., Heft 19/20.
- H. Gerstner: Die Brüder Grimm, ihr Leben und Werk in Selbstzeugnissen, München 1952.
- J. van Ginneken: Terug naar Schleicher. *Donum natalicium Schrijnen*, 1929.
- H. Glinz: Die innere Form des Deutschen, Bern 1952.
- J. Görres: Mythengeschichte der asiatischen Welt, *Ges. Schriften*, Bd. 5, Köln 1935.
- E. Graff: Althochdeutscher Sprachschatz, Berlin 1834 ff.
- Jacob Grimm: Deutsche Grammatik. Neuer Abdruck. 1., 2. Teil, ed. von W. Scherer, Berlin 1870—78; 3. Teil, ed. von G. Roethe, Berlin 1890; 4. Teil, ed. von E. Schröder, Berlin 1898.
- Deutsche Mythologie, 4. Aufl., Berlin 1875—78.
- Deutsche Rechtsaltertümer, 4. verm. Aufl., ed. von A. Heusler u. R. Hübner, Leipzig 1922.
- Geschichte der deutschen Sprache, 3. Aufl., Leipzig 1868.
- Weistümer, Göttingen 1840 ff.
- Kleinere Schriften I—VIII, Berlin 1864—1890.
- Der deutsche Gedanke bei J. Grimm, in *Grimms eigenen Worten dargestellt*, ges. und ed. von G. Matthias, Leipzig 1911.
- Briefwechsel zw. J. Grimm und K. Goedeke, ed. v. J. Bolte, Berlin 1927.
- Briefe v. J. Grimm an A. F. Pott, ed. v. Ph. Strauch, Berlin/Leipzig 1925.
- Briefwechsel zw. J. Grimm u. F. D. Graeter aus den Jahren 1810—13, ed. H. Fischer, Heilbronn 1877.
- Brief J. Grimms an W. v. Humboldt, *Anz. f. dt. A.* 30.
- Rede auf Wilhelm Grimm, Berlin 1865.
- Jacob und Wilhelm Grimm: Kinder- und Hausmärchen, 2. Aufl., Berlin 1819 bis 1822.
- Deutsche Sagen, 2. Aufl., Berlin 1865.
- Briefwechsel aus der Jugendzeit, Weimar 1881.
- Deutsches Wörterbuch, Bd. 1—5, Berlin 1854—1862.
- Briefwechsel der Brüder Grimm mit C. Lachmann, ed. v. A. Leitzmann, Jena 1927.
- Briefwechsel der Brüder Grimm mit F. C. v. Savigny, ed. v. W. Schwof, Berlin 1953.
- Briefe der Brüder Grimm an G. F. Benecke, ed. v. W. Müller, Göttingen 1889.
- Briefwechsel der Brüder Grimm mit F. Zarndke, ed. v. A. Leitzmann, Berlin 1934.
- Briefwechsel zw. K. v. Meusebach und J. u. W. Grimm, ed. v. C. Wendeler, Heilbronn 1880.
- Briefwechsel der Brüder Grimm mit nordischen Gelehrten, ed. E. Schmidt, Berlin 1885.
- Briefwechsel zw. J. u. W. Grimm u. Dahlmann u. Gervinus, ed. v. E. Ippel, Berlin 1885.
- Wilhelm Grimm: Die deutsche Heldensage, 3. Aufl., Gütersloh 1889.
- Kleine Schriften, Berlin 1881—87.

- R. Haym: Wilhelm von Humboldt, Lebensbild und Charakteristik, Berlin 1856.
 — Die romantische Schule, 3. Aufl., Berlin 1914.
 O. Harnack: Wilhelm von Humboldt, Berlin 1913.
 F. Heinemann: W. v. Humboldts philosophische Anthropologie und Theorie der Menschenkenntnis, Einleitung, Sond.-Abdr., Halle 1929.
 J. G. Herder: Fragmente über die neuere deutsche Literatur, Ed. Suphan, Bd. 2, Berlin 1877.
 — Abhandlung über den Ursprung der Sprache, Ed. Suphan, Bd. 5.
 H. Hirt: Indogermanische Grammatik, Heidelberg 1921—37.
 — Handbuch des Urgermanischen, Heidelberg 1931—34.
 Hirt-Arntz: Die Hauptprobleme der idg. Sprachwissenschaft, Halle 1939.
 E. Howald: Wilhelm von Humboldt, Zürich 1944.
 R. Huch: Blütezeit der Romantik, 3. Aufl., Leipzig 1908.
 — Ausbreitung und Verfall der Romantik, 2. Aufl., Leipzig 1908.
 Wilhelm von Humboldt: Ges. Werke, ed. von der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften durch A. Leitzmann, Berlin 1903 ff. (zitiert als „Bd. I, II“, etc.).
 — Gesammelte Werke, ed. v. Alexander v. Humboldt, Berlin 1841—52.
 — Die sprachphilosophischen Werke W. v. Humboldts, herausgegeben und erklärt von H. Steinthal, Berlin 1884. (Zit. „Steinthal“.)
 — Briefwechsel zw. W. v. Humboldt u. A. W. Schlegel, ed. v. A. Leitzmann, Einleitung v. B. Delbrück, Halle 1908.
 — Briefwechsel zw. W. v. H. und Franz Bopp, Nachtrag zu S. Lefmann: Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft, Berlin 1897.
 — Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. H., ed. A. Leitzmann, Berlin 1900.
 — Neue Briefe W. v. H.s an Schiller, ed. F. C. Ebrard, Berlin 1911.
 — Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt, ed. von Th. Brant-ranek, Leipzig 1939.
 — W. v. H.s Briefe an K. A. v. Brinkmann, ed. A. Leitzmann, Leipzig 1939.
 — W. v. H.s Briefe an Ch. G. Körner, ed. A. Leitzmann, Berlin 1940.
 — W. v. H.s Briefe an F. A. Wolf, 5. Bd., Werke Ed. Alex. v. Humboldt.
 — W. v. H.s Briefe an G. Hermann, ed. A. Leitzmann in Festschrift f. W. Judeich, Jena 1929.
 — W. v. H.s Briefe an F. G. Welcker, ed. von R. Haym, Berlin 1859.
 Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen, 2. Bd., ed. von A. v. Sydow, Berlin 1907.
 M. H. Jelinek: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis Adelung, Heidelberg 1914.
 — Zur Geschichte einiger grammat. Theorien, IF 19, 1906.
 O. Jespersen: Language, London 1922.
 H. Junker: Rede auf Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft, Ber. d. Verh. Sächs. Akad. d. Wiss., Leipzig 1936.
 E. Kant: Kritik der reinen Vernunft, Ed. R. Schmidt, Leipzig 1944.
 P. Kluckhohn: Das Ideengut der deutschen Romantik, Halle 1941.
 W. Lammers: W. v. Humboldts Weg zur Sprachforschung, Berlin 1936.
 S. Lefmann: August Schleicher, Leipzig 1870.
 — Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft, Berlin 1897.
 J. Lefttz: Märchen der Brüder Grimm, Urfassung, ed. von J. L. Strassburg 1927.

- A. Leitzmann: Wilhelm von Humboldt, Charakteristik und Lebensbild, Halle 1919.
- A. Leskien und K. Brugmann: Litauische Volkslieder und Märchen, Strassburg 1882.
- E. Lewy: Der Bau der europäischen Sprachen, Proceedings of the Royal Irish Academy, Vol. 48, Sect. C, Nr. 2, Dublin 1942.
- J. Lohmann: Genus und Sexus, Erg.-Heft Nr. 10 zu Zs. f. vgl. Spr. f. 1932.
- Das Verhältnis des abendländischen Menschen zur Sprache, Lexis III, 1, 1952.
- H. Lommel: Neutrum und sächliches Geschlecht, Festschrift f. J. Wackernagel, Göttingen 1923.
- Studien über idg. Feminin-Bildung, Diss. Göttingen 1912.
- J. N. Madvig: Kleine philologische Schriften, Leipzig 1875.
- A. Meillet: Introduction à l'étude comp. des langues id. eur., 7. Ed., Paris 1934.
- Linguistique hist. et linguistique générale, Paris 1936.
- Essai de chronologie des langues id. eur., BSL 32, 1931.
- Les noms du "feu" et de l'"eau", MSL 21, 3, 1921.
- F. Meineke: Die Entstehung des Historismus, Bd. I, München/Berlin 1936.
- C. Meinhof: Die Entstehung des grammatischen Geschlechts, Zs. f. Eingeborenen-sprachen 27, II., 1937.
- R. M. Meyer: Der Begriff der „inneren Form“, Goethe-Jahrbuch 13, 16, Euphorion IV.
- J. Minor: Zum Begriff der „inneren Form“, Goethe-Jahrbuch 14, Euphorion IV.
- M. Müller: Introduction to the Science of Religion, London 1873.
- W. Muschg: Tragische Literaturgeschichte, 2. Aufl., Bern 1953.
- Das Dichterische im Werk Jacob Grimms, Festschrift f. Ermatinger, 1933.
- H. Paul: Prinzipien der Sprachgeschichte, 5. Aufl., Halle 1920.
- H. Pedersen: Hittitisch und die andern id. eur. Sprachen, Kopenhagen 1938.
- W. E. Peukert: Wilhelm und Jacob Grimm, Berlin 1936.
- W. Porzig: Der Begriff der inneren Sprachform, IF 41, 1923.
- A. W. Pott: Wilhelm v. Humboldt und die Sprachwissenschaft, Berlin 1876.
- Etymologische Forschungen, 2. Aufl., 2. Teil, 1867.
- Artikel „Grammatisches Geschlecht“ in Allg. Encyclopedie der Wiss. und Künste v. Ersch u. Gruber, 1. Sect., 62. Teil, Leipzig 1856.
- F. Ranke: Märchenforschung, Dt. Vierteljahrsschrift 14, Heft 2.
- A. v. Rantzaу: Wilhelm von Humboldts geistige Entwicklung, München 1939.
- R. v. Raumer: Die Geschichte der germanischen Philologie, Oldenburg 1870.
- F. Rieser: „Des Knaben Wunderhorn“ und seine Quellen, Dortmund 1908.
- E. Rothacker: Savigny, Grimm, Ranke, Hist. Zs. 128, München/Berlin 1923.
- G. Royen: Die nominalen Klassifikationssysteme in den Sprachen der Erde, Anthropos 1929.
- F. C. v. Savigny: Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung u. Rechtswissenschaft, 3. Aufl., Heidelberg 1840.
- F. Schaffstein: Wilhelm v. Humboldt, ein Lebensbild, Frankfurt a. M. 1952.
- W. Scherer: Jacob Grimm, 2. Aufl., Berlin 1885.
- Rede auf Jacob Grimm, Preuss. Jahrbücher 1865.
- A. W. Schlegel: Indische Bibliothek, Zs., Berlin 1823 ff.
- Kritik der „Altdeutschen Wälder“ der Brüder Grimm, Heidelberger Jahrbücher 1815.

- A. W. Schlegel: Briefwechsel zw. W. v. Humboldt und A. W. Schlegel, ed. A. Leitzmann, Halle 1908.
- F. Schlegel: Über die Sprache und Weisheit der Inder, Heidelberg 1808.
- Philosophische Vorlesungen. Ges. Werke, 2. Aufl., Bd. 15, Wien 1846.
- A. Schleicher: Compendium der vergleichenden Grammatik der idg. Sprachen, 4. Aufl., Weimar 1876.
- Zur vergleichenden Sprachengeschichte, Bonn 1848.
- Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht, Bonn 1850.
- Die deutsche Sprache, 5. Aufl., Stuttgart 1888.
- Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft, 2. Aufl., Weimar 1873.
- Formenlehre der kirchenslavischen Sprache, Bonn 1852.
- Litauische Grammatik, Prag 1856.
- Litauisches Lesebuch, dt. Übers., Weimar 1857.
- Briefe aus Litauen, Sitzungsber. Academie der Wiss. Wien, Bd. 9, 11.
- Die Unterscheidung von Nomen und Verbum in der lautlichen Form, Abhandlungen der sächs. Academie der Wiss., Bd. 4, 1865.
- Zur Morphologie der Sprache, Mém. de l'Acad. Impér. des Sciences St. Petersburg, Série VII, t. 1, Nr. 7, 1859.
- Die Genusbezeichnung im Indogermanischen. KZ 3, 1863.
- J. Schmidt: August Schleicher, Allg. dt. Biographie, Bd. 31, Leipzig 1890.
- K. Schmidt: Die Entwicklung der Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen, Halle 1937.
- R. Schneider: Vom Geschichtsbewusstsein der Romantik, Abh. der Akad. d. Wiss. Mainz, Jg. 1951, Nr. 5.
- E. Schröder: Die Brüder Grimm, Vortrag, geh. 1896, Sonderabdr. aus „Hessensland“ Nr. 11/12, Jg. 45, 1934.
- Schuchardt: Sitz.-Ber. der Akad. d. Wiss. Wien, Bd. 204, 2. Abh.
- W. Schulze: Kleine Schriften, Göttingen 1934.
- E. Schwyzer: Griechische Grammatik, 2. Bd., München 1950.
- F. Specht: Der Ursprung der idg. Deklination, Göttingen 1944.
- E. Spranger: W. v. Humboldt und die Humanitätsidee, Berlin 1904.
- R. Steig: Goethe und die Brüder Grimm, Berlin 1892.
- Clemens Brentano und die Brüder Grimm, Berlin 1914.
- A. v. Arnim und die Brüder Grimm, Berlin 1904.
- H. Steinthal: Die sprachphilosophischen Werke W. v. Humboldts, herausgegeben und erklärt von H. St., Berlin 1884.
- Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus, Berlin 1860.
- Der Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens, 3. Aufl., Berlin 1860.
- Die Genera des Nomen, KZ I, 1858.
- E. Stengel: Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen, Marburg 1886—1910.
- W. Streitberg: Kant und die Sprachwissenschaft, IF 26.
- Schleichers Auffassung von der Stellung der Sprachwissenschaft, IF 7, p. 360 ff.
- F. Strich: Deutsche Klassik und Romantik, 3. Aufl., München 1928.
- N. Svanberg: W. v. Humboldt und die Sprachforschung unserer Zeit, Upsala 1935.
- W. Thomsen: Die Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts, Halle 1927.

- E.Tonnelat: Les frères Grimm. Leur œuvre de jeunesse, Paris 1912.
- B. Trnka: Zur Erinnerung an August Schleicher, Zs. f. Phonetik u. allg. Sprachwissenschaft, 6. Jg., Heft 1/2, 1952.
- H. Usener: Götternamen, 3. Aufl., Bonn 1948.
- A. Vaniček: Erinnerungen an Prof. August Schleicher in Prag, neu gedruckt in: K. Glaser: A. Vaniček, Wien 1885.
- J. Wackernagel: Vorlesungen über Syntax, 2. Reihe, 2. Aufl., Basel 1928.
- H. Wagner: Die sprachgeographische Stellung des Germanischen und der germanischen Sprachen, Utrecht 1951.
- L. Weisgerber: Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins, Düsseldorf 1949.
- Vom Weltbild der deutschen Sprache. Düsseldorf 1950.
- Die Muttersprache im Aufbau unserer Kultur, Düsseldorf 1950.
- Das Problem der innern Sprachform, Germ.-Rom. Monatsschrift 14, 1926.
- W. Wundt: Völkerpsychologie, 2. Bd. Die Sprache, 3. Aufl., Leipzig 1912.

Curriculum vitae

Als Tochter von Alfred Hablützel und Esther Hablützel geb. Fröhlich, wurde ich, Brigit Beneš-Hablützel, am 11. Oktober 1928 in Schaffhausen geboren. In meiner Heimatstadt besuchte ich die städtischen Schulen und das kantonale Gymnasium, wo ich im Herbst 1947 die Maturitätsprüfung bestand. Ich widmete mich zunächst in Genf, dann in Paris dem Studium der französischen Philologie. Als ich mich im Sommer 1949 in Basel immatrikulieren liess, wandte ich mich dem Studium der Germanistik zu, ergänzt durch Philosophie und Geschichte. Meinen Aufenthalt in Basel unterbrach ich im Winter 1950/51 durch ein Semester an der Universität Zürich. Ich kehrte darauf nach Basel zurück und bestand hier am 24. Mai 1957 das mündliche Doktorexamen in deutscher und französischer Philologie und Geschichte.

Während meines Studiums waren meine Lehrer vor allem die Herren Proff.: G. Blin, E. Bonjour, Mme. Durry, R. Hotzenköcherle, K. Jaspers, W. Kaegi, W. Muschg, F. Ranke †, M. Raymond, E. Staiger, H. Wagner, W. v. Wartburg.

Die vorliegende Dissertation entstand unter der Leitung von Herrn Prof. Dr. Heinrich Wagner. Für bedeutende Förderung meiner Arbeit bin ich ausserdem Herrn Prof. Dr. Ernst Lewy, Dublin, zu tiefem Dank verpflichtet.

Es ist mir ein Anliegen, allen meinen Lehrern meinen herzlichen Dank auszusprechen für die wissenschaftliche Förderung und menschliche Anteilnahme, die sie mir im Laufe meines Studiums zukommen liessen.

Gedruckt in Westdeutschland

